This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

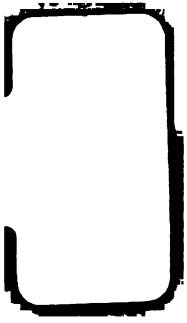
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

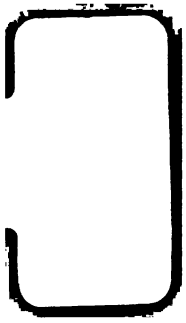
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

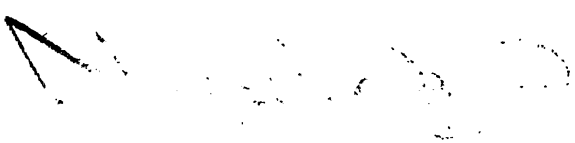
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573964 3







Nach der Sündflut.

Dritter Band.

4476

2-24-26.

Nach der Sündflut.

Roman von 1795

von

Oscar Myſing.
(O. Mora.)

Dritter Band.

Das Recht der Überſetzung iſt vorbehalten.

VEREIN
102 E. 72nd ST.
FREUNDSCHAFT.

Berlin 1896.

Verlag von Otto Janke.

T. J.

TO NEW [illegible]
PUBLIC L[illegible]Y
238246A
ASTOR, LE[illegible]ND
TILDEN FOU[illegible]ATIONS
R 1926 L

Erſtes Kapitel.

„Ich komme.“

Am 24. Februar war eine Nummer des „Tribun du peuple“ erſchienen, worin von den Perſonen der fünf Direktoren und beſonders von Barras das boshafteſte Porträt entworfen, und ihr Privatleben als eine Orgie, der römiſchen Cäſaren würdig, dargeſtellt wurde — mit beſonderer Beziehung auf das Souper in Tivoli.

Dieſe Nummer wurde in Extrablättern, zu einem Sou käuflich, in allen Stadtteilen von Paris ausgeboten und erregte ungeheures Aufſehen. Die Regierung beſchloß dieſen Vorwand zu ergreifen, um offen gegen die Verſchworenen vorzugehen.

Am Abend des 26. Februar traf Bonaparte ſeine Vorbereitungen, um den Pantheonklub aufzuheben.

Babeuf und seine Freunde tagten seit einiger Zeit in dem alten Refektorium des Klosters der heiligen Genovefa — dicht beim Pantheon —, seit das Café der Bains chinois von der Polizei zu scharf überwacht wurde, zumal auf dem Boulevard des Italiens auch die wiedererstarkenden Royalisten eine zu große Rolle spielten.

Cardinaulx, einer der Verschworenen, hatte einen Teil dieses Klosters gemietet und stellte dasselbe dem Klub Babeufs zur Verfügung.

Seit einiger Zeit, seit man wußte, daß etwas im Werke war, versammelte man sich in den Souterrain-Räumen des großen Saales, wo bei Fackelbeleuchtung die Beratschlagungen stattfanden.

An diesem kalten und dunklen Februarabend ging es hier äußerst stürmisch zu.

Ein Teil der Verschworenen, worunter hauptsächlich Rossignol und Theurille, verlangte ungesäumtes Losschlagen.

„Das Volk ist in diesem Moment empört über die neue Grundsteuer, welche die Regierung trotz des allgemeinen Elends verlangt hat — über ihre

Schergen, die Garniſers, die ihm den letzten Pfennig auspreſſen," rief Roſſignol.

„Nicht weniger wie über die Aufhebung der Fabriken von Rueil und Nanterre. Es iſt, als wollte man uns mit Gewalt zu Bettlern machen —"

Theurille, durch eine Bewegung mit der Hand Schweigen gebietend, trat an den Rednertiſch.

„Das Wichtigſte vergeßt Ihr!" ſprach er. „Wenn wir jetzt anfangen, werden wir uns gegenüber eine Regierung haben, die abſolut machtlos iſt. Verlaßt Euch darauf, daß im Moment, wo wir auf die Straße ſtürzen und das Volk aufrufen, kein einziges Rad der öffentlichen Maſchine funktionieren wird. Bonaparte iſt für uns, die Polizeilegion halb gewonnen. Die Beamten, die kein Geld bekommen, werden auf unſere Seite treten. — Neulich haben ſie im Miniſterium der Finanzen die Arbeit eingeſtellt und keinen Sack Geld mehr aus dem Hauſe gehen laſſen, bis man ihnen wenigſtens einen Teil ihrer Beſoldung gab. — Die Armee iſt in einem Zuſtand, daß ſie zu nichts tauglich iſt. Von den 30000 Mann, die die Armee von Italien

unter den Fahnen haben ſoll, ſind 15000 deſertiert. — Bürger! Wenn wir nicht jetzt das ſinkende Staatsſchiff retten, iſt es vielleicht für immer zu ſpät — wird es krachend über uns zuſammenſchlagen und uns alle mit begraben —"

Sein Auge, finſter glühend, heftete ſich auf die Verſammlung, auf Darthé und Babeuf insbeſondere.

Er traf da nicht die Zuſtimmung, auf die er gerechnet hatte.

„Die Armee, die wir geſammelt haben, iſt noch nicht ſtark genug — auch macht Santerre, der ſich uns anſchließen will, noch Schwierigkeiten," erklärte Babeuf.

„Wir haben große Ausſicht, im Rat der Fünfhundert die Mehrheit zu bekommen," behauptete Maréchal, „und dann —"

Theurille ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß ein Haufen Papiere, der da lag, in die Höhe ſchnellte.

„Warten — Ihr wollt ewig warten! Mit Eurer Manier ſtürmt man keine Baſtille! Die Ge-

walt braucht es, den Straßenkampf, ein direkter Angriff auf den Luxemburg und dann das Stadthaus beſetzen, die frühere Autorität der Commune wieder herſtellen — das iſt unſere Aufgabe —"

„Oder den Montmartre beſetzen und von da aus die Stadt bombardieren," ſchrie Roſſignol dazwiſchen.

„Wir bedürfen eines militäriſchen Stoßes im Anfang," fuhr Theurille fort, „das übrige wird ſich dann von ſelbſt ergeben. Der geringſte Erfolg bringt ſofort halb Paris auf unſere Seite. Wenn wir den Faubourg S. Antoine verbarrikadieren und die Armee von Vincennes heranziehen, in der wir zahlreiche Anhänger haben, können wir der Stadt Geſetze vorſchreiben —"

„Und André Theurille als Direktor einſetzen," rief eine höhniſche Stimme aus dem Hintergrunde.

„Wer ſagt das?"

Theurille wandte ſich zornig mit einer Gebärde der Entrüſtung um. Der Sprecher ließ ſich nicht ſehen.

„Bürger Theurille, Du biſt etwas allzuhitzig in

Deinen Vorſchlägen. Vor allem müſſen wir wiſſen, wie es mit den Truppen in der Stadt ſteht. Bürgſt Du uns für den General Bonaparte?“

Babeuf richtete, plötzlich den Blick erhebend, dieſe Frage an den jungen Mann.

„Ich bürge für ihn,“ erklärte André feſt. „Noch heute kommt er und wird ſich uns offen anſchließen. Er iſt ein Feind des Direktoriums, ein Feind Barras' und hat bisher nicht gewagt die Maske abzuwerfen —“

Ein Gemurmel der Befriedigung durchlief die Menge der Verſammelten.

„Wenn dem ſo iſt —“

„Einen Erfolg, einen erſten Erfolg müßten wir haben,“ fuhr Theurille fort, den Schnurrbart zwiſchen den Zähnen kauend. „Ich kenne die Pariſer — ſie fügen ſich ſtets dem, was ſie für vollendete Thatſache halten —“

„Wenn man die Nachricht vom Tode der Direktoren verbreitete, oder ihre Abzeichen vorwieſe —!“

„Bah, laßt uns doch fünf Köpfe auf Piken umhertragen, die mit dem Barett und den weißen

Federn der Direktoren bekleidet ſind!“ rief der wilde Germain, „das Publikum wird ſie für Barras und ſeine Bande halten, und glauben, daß wir ſchon mit ihnen fertig ſind —“

„Dein Vorſchlag iſt gut, Bürger,“ bemerkte Roſſignol. „Aber dieſe fünf Köpfe, woher ſie nehmen?“

„Einfach die Köpfe der nächſten fünf Paſſanten,“ rief jener mit einem unheimlichen Lächeln. „Wer zum Ziele will, darf den Weg dazu nicht ſcheuen —“

Niemand hatte gegen den Vorſchlag etwas einzuwenden.

„Gut,“ rief Theurille, „und dann muß ein Anſchlag, der überall an die Mauerecken geklebt wird, die Pariſer von dem, was nun werden ſoll, in Kenntnis ſetzen. Die Brotmagazine müſſen ſogleich geöffnet werden —“

Babeuf unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Noch mehr,“ rief er aus. „Wir müſſen die infame Fraktion der Reichen bis ins Herz treffen. Alle Armen müſſen ſogleich auf Koſten der Republik bekleidet werden, und dann ſollen ſie noch an dem-

ſelben Tage in den Häuſern der Reichen einquartiert werden, denen von ihrem Vermögen nichts übrig gelaſſen wird, als was ſie ſelbſt zum Leben brauchen — Krieg gegen den Reichtum — das iſt unſere Loſung! Alles Übel, das auf der Geſellſchaft laſtet, kommt von dem individuellen Vermögen. Laßt uns ohne Mitleid die neuen Patricier der Republik erwürgen —! Es muß dahin kommen, daß das Gold jeden ächtet, der nach ſeinem Beſitze trachtet."

Der Mann, der dieſe merkwürdigen Worte ſprach, wußte, was er ſagte. In ſeinem fieberhaft überreizten Gehirn ſchlang und wühlte ſich alles in dieſe eine Idee hinein: Krieg gegen den Reichtum.

Mit dem Genie der Leidenſchaft begriff er, was hundert Jahr nach ihm erſt mit dem Genie des Verſtandes begriffen ward, daß die Revolutionen einfach zu weiter nichts führen als den Beſitz zu verändern. Er wollte den Beſitz ſelbſt abſchaffen.

Für ihn war nicht Ludwig Capet, nicht der Adel, die Geiſtlichkeit der Verbrecher, ſondern der Bankier, der Güteraufkäufer und der Grundbeſitzer.

Dafür, daß er das geſagt hatte, hatte man ihn

ins Gefängnis gesperrt, hatte er jahrelang im Elend gelebt.

All das hatte nicht dazu geführt, ihn von seinen Ansichten auch nur um ein Jota abzubringen.

Der Konflikt seines Lebens war, daß er nicht die Thatkraft der Leute vom Schlage Dantons hatte, die auf die Straße gehen und die Massen fortreißen zum Sturm, gleichviel, wohin — wenn nur die energische Persönlichkeit da ist, die sie magnetisiert. — Das war Babeuf nicht. Mit seinem blassen Gesicht, den tiefliegenden Augen, den mageren Händen und Armen, der stockenden, sich oft überstürzenden Rede glich er eher einem der Charlatane Molières, einem der Leute, an denen die Stubenluft zu sehr genagt und gewühlt hatte, die diesen Mangel fühlen, und die durch das Radikale ihres Auftretens, durch das Übermaß ihrer Rhetorik zu ersetzen suchen, was ihnen an wirklicher Kraft abgeht.

Die Ideen, die dieser Mann in sich trug, waren zu furchtbar für das Gefäß, das sie barg — sie hatten sein Blut ausgesogen, sein Gehirn überreizt, sein Leben ruhelos und unstet gemacht. Sie mußten

ihn ſchließlich zerſprengen, da er nicht Herr über ſie werden konnte.

Und er empfand das mit nagendem Groll, daß er die thatſächliche Leitung der Partei Leuten wie Theurille oder Roſſignol überlaſſen mußte — die die anderen fortzureißen wußten, die das „Techniſche“ der Revolutionen beſſer begriffen, ohne ihm an Ideen überlegen zu ſein.

Auch jetzt wieder ſah er, daß, wenn ſie einſt die Gewalt faktiſch errungen hätten, André Theurille ihn an Einfluß überragen würde.

„Die Thore der Stadt müſſen dann ſogleich geſchloſſen werden, ſobald unſere Banden von Vincennes herein ſind,“ fuhr Theurille fort, „die Hauptpoſten in der Stadt müſſen ebenfalls vorher in unſerer Gewalt ſein —“

„Das wird Bonapartes Sache ſein,“ ſprach Maréchal.

„Du ſagſt doch gewiß, daß er kommen wird?“ — rief eine hagere, knochige Geſtalt, die ſich von einem Tiſche wie aus der Erde gewachſen aufrichtete, indem ſie ſich zu Theurille herüberwandte.

Es war das Drouet, der ſeiner Zeit ſo berühmte Drouet, der Poſtmeiſter von Varennes, der einſt Ludwig XVI. auf ſeiner Flucht aufgehalten hatte, der ſpäter bei der Armee gefangen und ſeit kurzem aus den öſterreichiſchen Gefängniſſen entlaſſen war, und ſich nun wieder bei den Trümmern der jakobiniſchen Partei eingefunden hatte — auch einer der letzten „Enragés“ aus den Tagen Dantons und Marats.

„Er wird kommen.“

„Dann laßt uns die Liſten durchſehen, die uns aus der Umgegend zugeſchickt ſind; wir müſſen wiſſen, auf was für Leute wir uns am Tage der Aktion verlaſſen können —“

„Und unſere Verbindungen in der Stadt —“

„Bürger Theurille, das iſt wieder Deine Sache. Du ſagteſt uns, daß Frau von Savigny —?“

Babeuf vollendete den Satz nicht. Er legte wohlweislich guten Wert auf die Verzweigungen, die die Verſchwörung in den Kreiſen der unzufriedenen, zurückgekehrten Ariſtokratie hatte. Héloiſe hatte ihnen verſprochen, ihnen den Herzog von Lanjuinais zu-

zuführen, einen Verwandten von Barras, der einen Teil der Reiterei der Nationalgarde kommandierte.

„Ich zweifle nicht, daß die Bürgerin Savigny ihre Pflicht thun wird. Du weißt, Bürger Tribun, welche Dienste ſie uns ſchon geleiſtet hat —"

Babeuf neigte anerkennend den Kopf. Er war davon unterrichtet, wem er letzten Endes ſeine Freilaſſung zu verdanken hatte.

In dem Moment, als er ſich mit Darthé in die Liſten vertiefen wollte, die vor ihm auf dem Tiſche lagen, entſtand eine Bewegung hinten im Saale.

Man hörte auf der Treppe, die nach dem Erdgeſchoß hinaufführte, das Gepolter zahlreicher Tritte, laute Kommandos, das klirrende Aufſtoßen von Gewehren.

Die Verſammelten ſahen ſich betroffen an.

Die Thür wurde haſtig geöffnet, der Poſten, den man auf Wache ausgeſtellt hatte, ſtürzte herein und flüſterte Babeuf ein paar Worte ins Ohr.

Dieſer fuhr empor. Er richtete einen fragenden, erſtaunten Blick auf Theurille.

„Was bedeutet das? Was iſt —?“

Da öffnete ſich auf einmal unter einem raſchen Stoße die große Thür, die den Saal abſchloß, Lichtglanz drang herein, die ganze Treppe ſtand voll Soldaten, von denen mehrere Fackeln in den Händen hielten.

Eine verſtörte, aufgeregte Geſtalt, heftig geſtikulierend, kam zwiſchen ihnen die Treppe hinab — es war Cardinaux, der Eigentümer des ehemaligen Kloſters. Hinter ihm erſchien, von mehreren Offizieren begleitet, in jenem feſten, raſchen Schritte, der ihm eigen war, den Hut etwas in die Stirn gedrückt, der General Bonaparte.

Er kam, um den Pantheonklub aufzuheben.

Das war der Sinn des Briefes, den er an Theurille geſchrieben hatte:

„Ich komme —“

Es ſollte ſeine endgültige Abſage an die früheren Parteigenoſſen ſein.

Blaß, mit flammenden Augen, unfähig, ein Wort hervorzubringen, ſtarrte André Theurille auf

dies Aufgebot von Soldaten, zwiſchen denen ſich mehrere ſtädtiſche Beamte zeigten.

„Bürger General, Du wirſt es nicht wagen —!“ knirſchte er zwiſchen den Zähnen hervor.

Bonaparte ſah ihn an. Eine leiſe Falte trat auf ſeiner Stirn hervor, gerade über der Naſenwurzel, unheimlich drohend.

Inzwiſchen ſtürzten die Verſchworenen auf den General zu.

„Was hat das zu bedeuten, Bürger?!“ rief Babeuf drohend. „Weswegen kommt Ihr —?“

„Das iſt Verrat! Ein Überfall —!“

„Nieder mit den Schergen von Barras —!“

Die Scene drohte tumultuariſch zu werden. — Barthé bemächtigte ſich eiligſt der Papiere, die auf dem Tiſche lagen.

„Bürger, ich fordere Euch auf, auseinanderzugehen,“ rief Bonaparte mit ſtarker Stimme, „die Regierung löſt den Pantheonklub auf und verbietet Eure Zuſammenkünfte wegen verbrecheriſcher und geſetzwidriger Umtriebe! Man leſe den Beſchluß des Direktoriums vor, dem Geſetze gemäß, welches im

Vendémiaire des Jahres II über die politiſchen Verſammlungen gegeben iſt. Hütet Euch, Widerſetzlichkeit zu zeigen —!"

Er gab einen Befehl. Der Huiſſier neben ihm las die Ordre des Conseil municipal vor, der den Pantheonklub auflöſte, mit beſonderer Beziehung auf die Nummer des „Tribun du peuple" vom 24. Februar.

Ein unbeſchreiblicher Tumult entſtand, als die Vorleſung beendet war, und zwei Offiziere den Befehl wiederholten, auseinanderzugehen.

„Das iſt offene Gewalt — Tyrannei des Satrapen Barras —!"

„Soldaten bei den Verſammlungen friedlicher Bürger!"

„Sagt ihm dasſelbe, was Mirabeau dem Tyrannen Capet geantwortet hat im Ballſpielhaus!" ſchrie Drouet mit gellender Stimme, „nur die Bajonette werden uns auseinandertreiben —!"

Am meiſten tobte und ſchrie André Theurille. Er war außer ſich über die Enttäuſchung, den Verrat, den der General in ſeinen Augen übte. Er ſah die

Verſchwörung gefährdet, alles ſchon Errungene wieder in Frage geſtellt.

Unfähig, ſich zu bemeiſtern, ging er auf Bonaparte zu — den Arm wie zur Abwehr ausgeſtreckt.

„Hüte Dich, General,“ kam es faſt ziſchend zwiſchen ſeinen Lippen hervor, „Du glaubſt, daß das Blut, das Du am Vendémiaire vergoſſen haſt, Dich unantaſtbar macht? Es haben viele Deiner Art den Weg nach der Barrière du Trône gefunden —“

„Verräter! Scherge des Direktoriums —!“

Die Arme gekreuzt, blickte Drouet, der plötzlich verſtummt war, in den Lärm hinein, der den General umwogte. Er ſah nur Leute, die tobten und geſtikulierten, aber niemand, der entſchloſſen war, zu handeln — was er in dieſem Moment Handeln nannte —

„Hm!“ murmelte er vor ſich hin, „es ſcheint, daß der Säbel inzwiſchen etwas wert geworden iſt in Paris —!“

„Bürger Theurille, ich verhafte Dich im Namen des Geſetzes,“ tönte die Stimme des Generals durch

den Aufruhr. Er wandte ſich halb zu den Leuten um, die hinter ihm ſtanden, und flüſterte ein paar Worte.

Man konnte ſehen, daß er um eine Nuance blaſſer geworden war.

Vielleicht hatte er wirklich Grund, in dieſem Moment für ſich zu fürchten.

Im Nu war André Theurille ergriffen, trotz allen Widerſtandes von den Seinen abgedrängt und in die Gruppe von Soldaten geſchoben, die am Eingang der Treppe ſtanden.

Keuchend, nach Atem ringend, hielt er beſtändig die Augen auf Bonaparte gerichtet —

„Bürger,“ rief Babeuf mit lauter Stimme, „ich proteſtiere gegen dieſe neue Gewaltthat, die hier geſchehen iſt! Es wird ein Tag kommen, General, wo Du dem Volke Rechenſchaft ablegen mußt für alles, was Du gethan haſt. Sei verſichert, man wird Dir das nicht vergeſſen! Inzwiſchen weichen wir der Gewalt und fügen uns dem Beſchluß des Direktoriums.“

Er gab ſeinen Freunden Winke, allen weiteren Widerſtand aufzugeben.

Noch war ja nichts verloren, die Papiere der Verſchwörung gerettet, und die Regierung von nichts Weſentlichem unterrichtet.

Man würde ſich an anderen Orten zuſammenfinden und das Werk fortſetzen.

Nur ergab ſich jetzt die Notwendigkeit, raſcher loszuſchlagen, da das Direktorium offenbar begriffen hatte, welche gefährliche Mine den Boden unter ihm unterwühlte.

Die Verſchworenen räumten nun raſch den Saal. Man verhaftete niemand weiter und ließ jeden ſich ungeſtört entfernen.

Am Eingang empfing Bonaparte von Cardinaulx die Schlüſſel des Raumes, den er nach nochmaliger Recherchierung verſchließen und verriegeln ließ.

Der Sergeant, der mit der Bewachung Theurilles beauftragt war, hieß dieſen in einen Wagen ſteigen, der draußen auf ſie wartete.

Er hatte nicht einmal Zeit, ſich von ſeinen Freunden mit einem Wort oder Händedruck zu ver-

abſchieden. Noch halb betäubt, völlig ungewiß über das ihm bevorſtehende Schickſal, ſah er ſich zwiſchen zwei Gendarmen eingepreßt, die ihn nicht aus den Augen ließen, während der Wagen raſch fortrollte.

Die anderen Verſchworenen gingen tumultuariſch auseinander. Trotz der ſpäten Nachtſtunde hatten ſich Volksmaſſen auf der Straße eingefunden, die ſie aber ſchweigend paſſieren ließen.

Bonaparte ſtieg zu Pferde, um in gleicher Weiſe dem Café Chrétien einen Beſuch abzuſtatten, wo ſich ebenfalls die Jakobiner zu verſammeln pflegten. Die Regierung wollte mit allen dieſen gefährlichen „Volksgeſellſchaften“ aus der terroriſtiſchen Zeit aufräumen.

Barras, der von der Verſchwörung an ſich nichts ahnte, fühlte doch ganz gut, woher die Gefahr kam.

André Theurille glaubte, man werde ihn nach einem der ſtädtiſchen Gefängniſſe, nach der Abbaye oder nach La Force bringen, gleich den im Prairial verhafteten Jakobinern, um ihm dann in aller Form den Prozeß zu machen. Zwar war das Revolutions-

tribunal aufgehoben, aber um eine Anklage wegen Aufruhrs gegen die Staatsgewalt zu formulieren, dazu würde ſich leicht ein Staatsanwalt finden laſſen.

Er irrte ſich.

Der Wagen rollte nach verhältnismäßig kurzer Fahrt, wobei man die Seinebrücken paſſierte, in ein langes, unregelmäßiges Gebäude, über mehrere Höfe, die indes keineswegs das Ausſehen eines Gefängniſſes hatten.

Als Theurille ausſtieg, wobei man ihn mehrere Minuten warten ließ, gelang es ihm, mit einem raſchen Blicke ſich zu orientieren.

Er war in der Kommandantur der Stadt, in der Rue des Capucines, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Bonapartes.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er ſich nicht ohne Herzklopfen. „Will der General —?“

Für heute ſollte ihm die Löſung des Rätſels nicht werden. Man wies ihm ein kleines, ſehr dürftig eingerichtetes Zimmer an, das aber mit einem Kerker nicht die mindeſte Ähnlichkeit hatte. Auch das

Benehmen der Soldaten ihm gegenüber war, obgleich sie unzugänglich für alle seine Fragen waren, keineswegs streng.

André Theurille verbrachte eine ziemlich unruhige Nacht.

Er hatte sich am andern Morgen kaum erhoben, als er Schritte auf seine Thür zukommen hörte und dieselbe sich öffnen sah.

Zu seinem Erstaunen war es niemand anders als Bonaparte selbst, der eintrat, von einer Ordonnanz begleitet, die eine mit Papieren gefüllte Lebermappe trug — sie legte dieselbe auf einen kleinen Tisch und verschwand.

Der General war mit dem jungen Jakobiner allein.

„Bürger Theurille," begann er langsam, „habt Ihr Euch überlegt, wohin es heute führen kann, wenn man nicht nur den Kultus, sondern auch die Verbrechen Marats erneuern will?"

André Theurille erhob sich.

„Bürger General," sprach er, „wenn hier einer

zu fragen hat, ſo bin ich es. Warum hat man mich willkürlich verhaftet und hierher gebracht?“

Er hatte die Arme gekreuzt und ſah ihn an.

Bonaparte machte eine Bewegung mit der Hand.

„Bekümmert Euch nicht um Eure Verhaftung — ſie iſt vielleicht beſſer für Euch als Ihr glaubt! Wenn wir ernſtlich gegen Euch und Eure Genoſſen hätten vorgehen wollen, würden wir ganz andere Mittel angewandt haben.“

Theurille lachte höhniſch.

„In der That, man merkt, daß wir unter einem neuen Regime leben —!“

„Ich hoffe es. Eben darum komme ich zu Euch, um Euch zu beweiſen, daß das alte vorbei iſt — daß Ihr nicht verſuchen ſollt, es zu erneuern — und Euch davor zu warnen, hört Ihr wohl! zu warnen —“

Bonaparte ſah, an den Rand des Tiſches gelehnt, ſein Gegenüber feſt an.

Theurille bemerkte jetzt erſt, wie bleich, wie finſter, gleichſam wie von Abgründen durchzogen ſein Geſicht und ſeine Stirn waren, wie hohl ſeine Wangen

— Dieſe Geſtalt da vor ihm ſprach auch von ſchlafloſen Nächten, von Fiebern des Gedankens, von dem Anprall ungemeſſener Träume gegen eine widerſpenſtige Außenwelt.

Nur in dem ſtarren, tiefliegenden Blick des Auges, der von unten heraufkommend ſich einzubohren ſchien in das Weſen des anderen — da lag etwas von antikem Bewußtſein, von dem Schickſalsglauben Sullas und Cäſars. „Ich bin etwas und die anderen ſind nichts —!“

Aber Theurille verſtand ihn nicht, dieſen Blick. Er hatte in den Pariſer Klubs, wo er eine große Rolle geſpielt hatte, noch keine ſolche Phyſiognomie vor Augen gehabt.

Ungeduldig rief er:

„Ihr wollt mich warnen, indem Ihr mich verratet? Mich und die Partei, der Ihr angehört habt? Indem Ihr Euch zum Schergen des Direktoriums macht?“

Und nach einer Weile fügte er mit verächtlichem Lächeln hinzu:

„Ich habe Euch doch die Briefe gezeigt, die der

General Bonaparte an den Wohlfahrtsausſchuß und an Auguſtin Robespierre ſchrieb?! Allerdings war das im Jahre II — ſeitdem hat ſich manches verändert, Bürger General —"

„Gewiß — die Menſchen am meiſten —"

„Die Menſchen am meiſten, da habt Ihr recht! Es iſt bequemer, bei den Gaſtmählern Barras' zu ſchwelgen, als den großen Ideen von 89 nachzuleben!"

Es war, als käme bei dieſem Wort Bewegung in Bonaparte. Er ſchleuderte die Handſchuhe, die er in der Hand hielt, auf einen Stuhl und rief, heftig den Arm ausſtreckend:

„Sagt, und Ihr glaubt ſie zu verwirklichen, die Ideen von 89, indem Ihr mit Babeuf das Werk des Ungeheuers Marat zu erneuern ſucht?! Ihr habt noch nicht begriffen, daß Babeuf unwürdig iſt, den Namen der Demokratie zu mißbrauchen — daß er nicht wert iſt, daß Ihr Euch für ihn zu Grunde richtet —"

„Und mir das zu ſagen, ſeid Ihr gekommen?"

Theurille lächelte höhniſch.

„Ich wollte es Euch nicht bloß ſagen — Ich will es Euch auch beweiſen —“

Bonaparte nahm die Mappe, die der Grenadier bei ſeinem Eintritt auf den Tiſch gelegt hatte.

„Ich will Euch beweiſen, daß die Complicen Babeufs nur darauf ausgehen, durch Raub und Plünderung ſich der Gewalt zu bemächtigen und dieſelbe dann auszunützen — daß Babeuf ſelbſt wegen Betrug und Fälſchung vom Gericht zu Nantes verurteilt wurde, ein Prozeß, der im Jahre 93 auf Betreiben Marats niedergeſchlagen wurde — daß dieſe Leute nicht wert ſind, einen in ihrer Mitte zu haben, wie Ihr, der die Baſtille mitgeſtürmt und den 10. Auguſt mitgefeiert hat. Das wollte ich Euch beweiſen, Bürger Theurille. Und nun werdet Ihr vielleicht begreifen, warum ich Euch habe verhaften laſſen. — Weil ich verhindern möchte, daß Ihr im Strudel dieſer Nacheiferer Catilinas zu Grunde geht —“

Bonaparte ſtand, die Arme über der Bruſt gekreuzt, da. Der Blick, den er auf den jungen Mann heftete, hatte nichts Drohendes oder Gewaltſames mehr — eine warme, menſchliche Teilnahme lag

darin, ſo wie ſie ſich dieſer Menſch immer geſtatten zu können glaubte, wenn er zu zweien oder allein war.

Theurille zögerte — eine bange Ahnung hatte ſich ſeiner bemächtigt.

Die Vergangenheit Babeufs war ihm immer fragwürdig erſchienen.

„Leſt, leſt! Es ſind die Akten des Gerichts ſelbſt, die wir haben kommen laſſen —“

Der junge Mann nahm die Papiere zur Hand und las. Bonaparte ging indeſſen ſchweigend, den Blick auf den Boden gerichtet, im Zimmer auf und ab.

Es war alles wahr — an dieſen Papieren war kein Zweifel möglich. Babeuf hatte ein Verbrechen begangen, das ihm in ruhigen Zeiten und ohne Marat Zuchthaus eingebracht hätte. — Und noch mehr, daneben waren Berichte der geheimen Polizei beigelegt, die bewieſen, in weſſen Solde Babeuf kurz nach dem Thermidor geſtanden hatte — da lagen Quittungen über Penſionen von Tallien, Fréron, Barras — gerade den Leuten, die er jetzt am heftigſten angriff.

Theurille zog die Stirn in Falten. Er fühlte,

wie das Götzenbild ſeines ſozialen Propheten in Trümmern um ihn herumlag. Hatte er ſchon die anderen gering geachtet, mußte er dieſen nun geradezu verachten.

Plötzlich rief er, mit einer heftigen Bewegung das Papier auf die Erde ſchleudernd:

„Und wenn Ihr zehnmal recht habt, wenn alle dieſe Leute auch Nichtswürdige wären, ſo bleibt das doch wahr, was ſie ſagen! Der Trank, den Frankreich braucht, kann auch in einer unwürdigen Schale enthalten ſein. Was Saint-Juſt und Robespierre geſagt hat, und was Babeuf ihnen nachgeſprochen hat, daß die alte Geſellſchaft umgeſtürzt werden müſſe mit Blut und Feuer, wenn die Revolution ihr Ziel erreichen wolle — es bleibt wahr für alle Zeiten.“

„Ihr wollt alſo nicht? Ihr wollt Euch nicht überzeugen laſſen?“

Theurille ſchüttelte den Kopf mit einem wilden Lächeln.

„Frankreich hat einen Pakt mit dem Tode geſchloſſen. Der Pakt iſt noch nicht eingelöſt. Erſt der

König, dann der Adel, dann der Reichtum. Wir ſind beim dritten Punkte, General.“

„Ihr vergeßt, daß das Wahnſinn iſt, daß Babeufs Pläne von dem ſozialen Staat eine ungeheuere, lügenhafte Utopie ſind! Wenn Ihr die ganze Geſellſchaft dem Erdboden gleich gemacht habt, was ſoll dann werden? Wie wollt Ihr das Neue aufrichten?“

Bonaparte ſah ihn feſt an, während er das ſagte.

„Ihr wißt es aus unſerem Programm, das an allen Mauern von Paris angeſchlagen iſt,“ entgegnete der junge Demagoge, „Frankreich kann nicht bleiben, wie es iſt — es kann nicht ſo weiter gehen! Was jetzt herrſcht, iſt das Chaos, die Anarchie! Ihr wißt das ſo gut wie ich.“

„Ich weiß es vielleicht beſſer als Ihr.“

„Und Ihr habt kein Mitleid mit dieſem Volk, das ſtirbt? Wißt Ihr etwa den Weg zur Erlöſung?“

Bonaparte zögerte, wie ein tiefer Strahl brach es aus ſeinen Augen. Er antwortete nicht auf Theurilles zweite Frage.

„Mitleid!“ rief er. „Wer der Held, der Be-

freier dieſer Menge werden will, darf nicht auf ihr Schreien und Winſeln achten. Aber Ihr, Ihr ſeid nicht dazu berufen, das Volk zu erlöſen! Ihr ſeid nicht das Land, Ihr ſeid nicht das Volk! Ihr täuſcht Euch und Ihr täuſcht die Welt!“

Er hielt plötzlich inne, die Lippen aufeinanderbeißend, als fürchtete er, er hätte ſchon zuviel geſagt.

Dann mit einem kurzen verächtlichen Auflachen vor Theurille ſtehen bleibend, rief er:

„Ihr wollt alſo nicht? Ihr wollt Eure Verbindung mit Babeuf nicht aufgeben —?“

„Nein —!“

„Dann iſt meine Mühe vergebens geweſen. Ich habe Euch retten wollen. Vielleicht denkt Ihr an mich an dem Tage, wo man Euch nach der Barriere bringt —“

Der junge Mann lächelte ſpöttiſch.

„Ich danke Euch, General,“ ſprach er mit unheimlich leiſer Stimme. „Ich werde es nicht vergeſſen. Aber das weiß ich, daß an dem Tage, wo das Volk die Straßen erobert und über ſeine Peiniger herfällt, Ihr der erſte ſein werdet, deſſen

Kopf man auf Piken umherträgt. — Der Vendémiaire wird Euch nie vergeſſen —“

Er ſah ihm tief in die Augen dabei.

Er hatte es allmählich wie wütenden, fanatiſchen Haß in ſich aufſteigen gefühlt gegen den Mann da, der mit ihm ſprach. Es war nicht bloß die Enttäuſchung, die Bonaparte ihm bereitet hatte. Er haßte alles an ihm, ſeine kurze, ſchmuckloſe Weiſe zu ſprechen, die jedes überflüſſige Wort verſchmähte, ſeine ruhige Haltung, ſeine einfachen, in keiner Weiſe pathetiſchen oder überreizten Manieren. So ſicher, ſo in ſich ſelbſt begründet, wie ſchweigende, unheimliche Kraft blickte es ihm entgegen aus dieſen dunklen, tiefgrauen Augen. — Es war alles ganz anders, als — er ſelbſt.

Bonaparte zuckte die Achſeln und griff nach ſeinen Handſchuhen.

„Wir haben uns alſo nichts mehr zu ſagen, Bürger. Ich wiederhole, Babeuf wird Euer Untergang ſein. Im übrigen ſeid Ihr frei, Ihr könnt Euer Gefängnis verlaſſen, wann Ihr wollt —“

Er machte eine Bewegung mit der Hand. In dieſer Geſte wie in ſeinen Geſichtszügen prägte ſich

etwas wie Bedauern aus — ein Gefühl, das ſelten auf dieſem Geſichte zu leſen war.

Theurille verließ ſchweigend den Raum und ſchritt, dem General folgend, über Korridore und Treppen, bis ſie vor dem äußeren Hof des Gebäudes ſtanden.

Hier verabſchiedete er ſich von ihm, indem er mit einer Stimme, die etwas verſchleiert klang, ſprach:

„Ich danke Euch, General! Ich habe geſehen, daß Eure Meinung beſſer iſt als Euer Thun. Aber den Weg, den Ihr mir zeigen wollt, und den Ihr ſelbſt gegangen ſeid, kann ich nicht gehen — ich muß dem treu bleiben, was Ihr verlaſſen habt.“

Damit verließ er den Hof.

Bonaparte grüßte ihn militäriſch, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sie hatten ſich nicht die Hand gereicht; ſie wußten, daß ſie Gegner ſein würden.

Als André Theurille ſich wieder draußen auf der Straße im Sonnenlichte ſah, war es ihm, als hätte dieſe Nacht einen ſchweren Druck auf ſeine Bruſt gewälzt, den er fortan nicht wieder los werden könnte.

Es waren nicht bloß die Enthüllungen, die Bonaparte ihm über Babeuf gemacht hatte; auch seine anderen Worte bohrten und wühlten in ihm nach.

Sie trafen da auf Stimmen, die dasselbe sagten, was der junge General ihm eben gesagt hatte — was Theurille aber weder vor sich noch vor anderen zugestehen wollte.

Der Zweifel an Babeuf, an seinen Genossen, an dem ganzen Werke, das sie vor hatten, gewann immer mehr Raum in seiner Seele. Er wußte in der That, daß für die meisten die soziale Umgestaltung auf eine Plünderung der Reichen und auf die rücksichtslose Usurpierung der Macht hinauslief. Das war es nicht, was Robespierre und Saint-Just gewollt hatten. Es galt das letzte, das lösende Wort der Revolution zu finden; dann konnte die Sündflut abdämmen und verfluten —

Aber waren dies die Leute dazu? Der Fälscher Babeuf, der Schwätzer Buonarotti, der Feigling Maréchal, der überspannte „Enragé" Drouot —

Theurille stöhnte schwer und dumpf auf.

Konnte man mit diesen Leuten das Werk vollenden?

Die Skepsis, die die Worte des Korsen angeregt hatten, fraß in ihm weiter. —

Wieviel Phrasen waren doch bei ihren Versammlungen gesprochen, wieviel hohlen Eitelkeiten hatte man gedient, wieviel Niedrigkeiten begangen oder begehen lassen auf dem Wege nach diesem „sozialen Ideal“ —!

Und auf diesem Wege sollte das Heil liegen?

O, nur jetzt nicht unsicher werden, nur jetzt keine Zweifel und Bedenken!

Theurille raffte sich auf — er sah irren Auges um sich.

Er sah sich nicht weit vom Gitter der Tuilerien, im hellen Sonnenlichte des Mittags — rings um sich her fliehende Menschen, schreiende und gestikulierende Gruppen, Leute, die nach der Gegend des Faubourg St. Honoré zu wiesen.

Was war geschehen? War die Stadt schon in Aufruhr?

Zweites Kapitel.

Die Leute, die Brot wollen.

Babeuf hatte ſich durch die am Abend ſtattgefundene Schließung des Pantheonklubs nicht entmutigen laſſen.

Noch in der Nacht ließ er in der Druckerei ſeines Journals in mehreren Tauſenden von Exemplaren ein fliegendes Blatt herſtellen mit der Aufſchrift: „Adreſſe des Tribunen an das Volk von Paris“, deſſen erſter Satz lautete: „Schulden wir der Konſtitution von 1795 Gehorſam?“ — worin er die Pariſer zu Richtern in dem Zweikampf zwiſchen ihm und dem Direktorium aufrief.

Dies Blatt wurde bei Tagesanbruch an allen Straßenecken verteilt.

Der Zufall kam ſeinen Aufreizungen an dieſem Morgen zu Hilfe.

Die Commune hatte die Brotrationen um ein volles Drittel herabgeſetzt. Die tägliche Lieferung an jeden Bürger, die im Dezember ſieben Unzen, dann im Januar ſechs Unzen betragen hatte, wurde an dieſem Morgen plötzlich auf vier Unzen feſtgeſetzt und dies durch Anſchlag an allen Bäckerläden bekannt gemacht. Der Municipalrat erklärte, daß er ſich außer ſtande ſehe, für größere Zufuhr zu ſorgen und keine Mittel habe, mehr Brot herbeizuſchaffen.

Man wird das begreifen, wenn man weiß, daß dieſe Brotausteilungen dem Lande monatlich fünfhundertundſechsundvierzig Millionen Livres (gleich ebenſoviel Franks) koſteten.

Das war eine Lebensfrage für die Hauptſtadt geworden, denn der größte Teil ihrer Bewohner lebte von dieſen Brotausteilungen. Freilich war das ſchon lange nicht mehr das gute, weiße Brot, das ſie in den glücklichen Tagen des Königtums genoſſen hatten — es war mit allen möglichen

Ingredienzien gemiſcht, und die Lieferanten verfälſchten es auf alle erdenkbare Weiſe.

Trotzdem gab es an jedem Morgen denſelben Kampf vor den Bäckerläden, wo man mit ſeiner Nummer antrat, und wo viele ſchon von Mitternacht an Spalier bildeten. Denn wenn der Vorrat alle war, gab es kein Brot mehr. Und die ſtete Angſt der Pariſer war, daß es eines Morgens überhaupt keine Rationen mehr gäbe, und daß ſie dann buchſtäblich dem Kampf mit dem Hunger entgegenſähen.

Als man an dieſem Morgen den Anſchlag der Commune las, kannte die Wut und die Entrüſtung der Menge keine Grenzen mehr.

„Man will uns verhungern laſſen!“ — „Das Direktorium ſteckt mit den Aufkäufern unter einer Decke!“ — „Kein Sack Getreide darf mehr aus Paris!“ — „Laßt uns die Läden plündern, und den Reichen wegnehmen, was ſie haben —“

„Vive Babeuf! Es lebe der Volkstribun —“

„Er ſoll uns Brot ſchaffen —!“

Der Name des Demagogen, deſſen Blatt jedermann kannte, ging von Mund zu Munde.

Sein Aufruf an dieſem Morgen wirkte wie ein Funke ins Pulverfaß.

In der Rue St. Antoine, wo die Hauptzuſammenrottungen ſtattfanden, beſchloß man vor die Redaktion des Journals zu ziehen und den Volkstribunen zu zwingen, daß er der Menge helfe.

Mit wildem Geſchrei, ſich zuſammenballend, Weiber und Kinder vorauf, die am meiſten Lärm machten, begann alles nach Weſten, dem Faubourg St. Honoré zuzuſtrömen.

Überall ſchloſſen ſich bei ihrer Annäherung die Läden, flohen die Paſſanten, machten die Wagen, die ihnen in den Weg kamen, ſchleunigſt kehrt — Man ſah, vor dieſen Leuten war nichts ſicher.

„Brot! Brot!“

Es ſchien, als habe ſich die ganze Armee des Elends, die das unheilſchwangere Paris ſeit mehreren Wintern in ſeinem Schoße großgezogen, aufgemacht. — Aus allen Höfen, Gaſſen und Winkeln kroch's herbei, vergrößerte wie eine Lawine dieſen toſenden Schwarm. Alle Straßen vom Faubourg St. Antoine her bedeckend, wälzte es ſich heulend

und ſchreiend daher, Steine gegen die Boutiquen und Fenſterläden werfend, ſich über die unglücklichen Stadtgardiſten hermachend, die ihnen einzeln in die Hände fielen. — Dabei ſchrieen ſie ihr Elend in wirren, unzuſammenhängenden, gellenden Lauten gen Himmel! Es ging nicht mehr ſo weiter — Es war für Menſchen ihrer Art nicht möglich, noch elender zu werden.

Sie zeigten ſich ihre abgeriſſenen und zerlumpten Kleider, erzählten ſich untereinander ihre Leidensgeſchichte — die Geſchichte von Not und Hunger und Entbehrungen ſeit nunmehr fünf Jahren.

„Brot! Brot!“

Das waren keineswegs die müßigen Bummler der Straßen oder die Arbeiter allein, die den Hauptzug dieſer Maſſe bildeten. — Die meiſten, die hier nach Brot ſchrieen, hatten ganz andere Tage geſehen! Sie hatten ihr Brot, ihr Fleiſch, ihren Wein, ihr kleines, häusliches Glück gehabt vor der Revolution, ſie hatten damit zufrieden gelebt. Das waren Handwerker, Commis, kleine Beamte, Kaufleute.

Sie alle waren jetzt auf die Straße geworfen

und lebten von den Almoſen der Commune. Wovon ſollten ſie auch leben? Fabriken? Es gab keine mehr. — Geſchäfte? Es wurden keine mehr gemacht. — Häuſer? Es wurde nicht mehr gebaut. — Handwerke? Wie viele waren eingegangen, bereits halb vergeſſen, ſeit es keine Ariſtokratie, keinen Luxus, keine herrſchaftlichen Schlöſſer mehr gab! —

Und dieſe Leute wollten leben, und da ſie niemand mehr hatten, der ſie beköſtigte, begriffen ſie nicht, wie es in der allgemeinen Auflöſung noch ſolche gab, die ſchwelgten, die Reichtümer ſammelten, — laſen ſie mit gieriger Haſt Babeufs Worte, daß der Reichtum ein Verbrechen, daß der Reiche an ſich der Feind der Geſellſchaft ſei —

„Es lebe Babeuf! Nieder mit Barras — nieder mit dem Direktorium!“ —

„Nieder mit Bonaparte —!“

Es waren nicht wenige, die dieſen letzten Ruf ausſtießen. Das ſtrenge Regiment, das der General in der Stadt hielt, hatte ihn keineswegs beliebter gemacht beim Volke.

Am Louvre zeigte die Wache des Direktoriums,

die ſchon ſeit etlicher Zeit verſtärkt war, eine drohende Haltung. Man zog an ihr vorbei durch die Rue St. Thomas du Louvre, nach der Straße Grande Truanderie zu, wo Babeuf wohnte. Die Nähe des Faubourg St. Honoré und der Chauſſee d'Antin, wo viele Häuſer reicher Privatleute und Läden waren, lockte die Gelüſte derer, die plündern wollten.

„Tribun, gieb uns Brot! Die Commune läßt uns verhungern! Das Direktorium ſteckt mit den Reichen im Bunde und läßt das Getreide nicht herein nach Paris —"

„Es ſoll niemand mehr etwas haben! Verbrennt die Häuſer der Reichen —"

„Und werft die Beamten ins Feuer —! Wir brauchen keine Bureaukraten mehr!" —

Babeuf ſah vom Fenſter aus die Leute herankommen, dieſes Gemenge von wild erregten, knochigen Geſichtern, von Vorſtädtern in rotwollener Schärpe mit der phrygiſchen Mütze auf dem Kopf, Arbeitern in ſchweißigen Hemden, mit fahlen, blutloſen Zügen, die das Elend gebleicht hatte —

Sie riefen ſeinen Namen, hielten ſein Manifeſt in den Händen —

Die Saat war aufgegangen.

„Es lebe der Tribun des Volkes! Tribun, führ' uns zum Luxemburg, um mit den Blutſaugern da ein Ende zu machen —!“

„Keine Reichen mehr! Keine Beamten! — Keine Gelehrten, die ſich von unſerem Schweiße mäſten. Der Staat braucht nur Arbeiter und Bauern —!“

„Wozu einen Staat? Der Staat giebt uns doch nichts zu eſſen, Ihr Narren,“ ſchrie ein alter, grauhärtiger Arbeiter. „Laßt uns ohne Staat leben —! Es lebe die Freiheit —!“

Babeuf ſah ſtarr, bleich, mit aufeinandergepreßten Lippen auf das Gewühl unter ihm herab — er ſah, wie ſie die Läden plünderten, in die Häuſer einbrachen, Schilder und Fenſter zertrümmerten —

In dieſem Kampf des ſozialen Elends lag bereits etwas Tieriſches, etwas Fürchterliches, das Entſetzen einflößte. Dieſe Leute da fragten den Teufel nach Freiheit und Gleichheit und nach ſtaatsbürgerlichen Rechten! — Ah bah! Das iſt etwas für Schwätzer wie

Lafayette und Bailly, die in ihrem ſchönen Hotel wohnen und jeden Tag gut zu Mittag eſſen und beim Deſſert ſo ſalbungsvoll über die unveräußerlichen Rechte des freien Mannes reden. — Zum Teufel mit all dieſem Geſchwätz! Gebt uns zu eſſen —!

„Brot! Brot!“

„Brot! Sie fordern Brot von mir — mir, der ich ſelbſt keins habe!“ murmelte Babeuf mit einer verzweiflungsvollen Geſte.

„Schnell, laßt uns handeln!“ rief Buonarotti, der bei ihm war, „daraus kann etwas werden —! dieſer Tumult iſt vielleicht der Anfang —“

„Die ſind zu allem fähig!“

Babeuf behielt ſeinen Kopf oben. Er ſah keinen Faktor des Erfolgs in dieſen ordnungsloſen Haufen.

„Unmöglich — Bonaparte hat noch alle ſeine Mannſchaften zuſammen von heute nacht,“ ſprach er, „dies wird keine zwei Stunden dauern! Unſere Freunde ſind noch zerſtreut — Wir müſſen die Sache verſchieben —“

„Seht nur, man plündert das Hotel Nanteuil da drüben. Es iſt Auktion da, eine Menge vornehme Geſellſchaft — Das wird ernſthaft —“

Babeufs Augen leuchteten.

„Bravo! Recht ſo, Freunde!“ rief er. „Legt den neuen Ariſtokraten die Köpfe vor die Füße wie den alten! Das ſind ſie, unſere neuen ‚Richards‘ — ſie kaufen die Juwelen und die Schätze der alten, weil ſie glauben, ſie ſind ſchon in deren Stelle gerückt —“

„Tribun, komm herab —! Du ſollſt uns helfen, den Ariſtokraten ein bißchen das Fell zu gerben!“ ſchrie der Arbeiter von vorhin.

„Meine Freunde —“

Babeuf erſchien inmitten der Volksmenge. Er war blaß, ſeine Lippen bewegten ſich krampfhaft. Inmitten der Stürme der Straße hatte er ſtets dasſelbe Gefühl wie Robespierre: er empfand ein phyſiſches Unbehagen dabei.

„Meine Freunde, hört mich —! Ich weiß, was Ihr leidet, die Commune giebt Euch kein Brot, das Direktorium betrügt Euch —! Aber wartet, wartet

nur noch kurze Zeit, dann wird all Euer Elend ein Ende haben — dann werden die öffentlichen Diebe, die jetzt die Staatskasse bestehlen, ihrem Schicksal anheimfallen —“

„An die Laterne mit ihnen! An die Laterne mit Barras!“

„Inzwischen gedulbet Euch. Wir sammeln die Gutgesinnten! — Die Arme der Patrioten sind bereit, und unsere Dolche werden ihr Ziel nicht verfehlen. Es ist Zeit, daß der Schrecken wieder herrsche in Frankreich — der Schrecken für die, die gleich Lukull schwelgen und ihre Mitbürger darben lassen —“

„Es lebe der Tribun —“

„Laßt uns inzwischen das Aristokratennest da drüben plündern,“ schrieen andere. „Es sind verteufelt hübsche Sachen da —“

„Tribun, komm mit uns —! Du wirst uns führen —“

Und Germain, der ebenfalls herbeigeeilt war, stimmte das Lied an, das der „Tribun du peuple“ vor etlichen Tagen veröffentlicht hatte:

„Mourant de faim, ruiné, tout-nu
Avili, vexé, que fais-tu,
Peuple, tu te désoles —“

Man riß Babeuf fort. —

Er folgte, von Germain und Buonarotti begleitet, mehr der Mitſchuldige dieſer Volksmaſſe, als ihr Herr und Gebieter.

In dieſem Moment freute er ſich beinahe, daß Theurille nicht da war, deſſen Ungeduld in dieſem gefährlichen Augenblick vielleicht das Schlimmſte angerichtet hätte. Dagegen erſchien Drouet, der in einem Café des Palais Royal ſaß, durch den allgemeinen Tumult herbeigezogen.

Drüben vor dem großen altertümlichen Hauſe der Rue St. Honoré, dem ehemaligen Hotel Nanteuil ſah es gefährlich aus. In hellen Haufen drängte ſich der Pöbel durch das Portal, ſchleppte Sachen heraus, koſtbare Möbel, Spiegel, die auf dem Straßenpflaſter zerſchlagen wurden — dazwiſchen ſah man Frauen in eleganten Toiletten, die zu flüchten verſuchten, nach ihren Wagen riefen, deren Lakaien hin- und herrannten — und welche die Volksmaſſe inſultierte.

Es war hier Auktion. Man verſteigerte das geſamte Inventar des Hotels des Herzogs von Nanteuil, der bereits ſeit 91 im Ausland lebte. Das war nicht etwa eine Verſäumnis, ein liebenswürdiges Vergeſſen von ſeiten der Republik. Der Herzog hatte nur bisher Gönner, die er jetzt nicht mehr hat. Man ließ ihn fallen, und Gaſton Valèze hat ſein geſamtes Vermögen, Mobilien und Immobilien, mit einer Pauſchalſumme erſtanden und verauktioniert; jetzt zunächſt das in der Rue St. Honoré gelegene Hotel — er hat ſich ſelbſt in Perſon dort eingefunden.

Und außer ihm ſieht man noch viele der elegenteſten Erſcheinungen aus der Welt des Direktoriums. Das iſt ſehr beliebt bei den Damen, dieſer Beſuch der Auktionen proſkribierter Häuſer. Man ſieht da oft prachtvolle Stücke. Hier ſind Frau von Savigny, Frau von Beauharnais, Madame Devaines. —

Ganz beſonders wenn ein Haus mit ſolcher Pracht und ſolchem Geſchmack eingerichtet geweſen iſt, wie das dieſes alten Edelmanns aus dem Languedoc, der einer der Intimen des Grafen von Provence war.

Was für kunſtvolle, altfranzöſiſche Bronzen, holländiſche Gemälde, Tapiſſerien von Beauvais, dunkle Gobelins, Flamänder Spitzen, geſchnitzte Möbel aus der Zeit Ludwigs XIII. — alles in wirren Haufen aufgeſtapelt —! Dort drüben die Pracht der Sèvresvaſen, mit Gold und Silber emailliert, die venetianiſchen Spiegel, die antiken Bronzen in ihrer Patinahülle, die leuchtend roten Seidenvorhänge des üppigen Himmelbetts im Stil Ludwigs XV. — Böhmiſche Gläſer, in Grün und Gold ſchillernd, Silberpokale, Marmorſtatuen und koſtbare Teppiche, deren Zeichnungen einſt Boucher angefertigt hat, dies ganze glitzernde, farbige, bunte Allerlei wird hier zum Verkauf ausgeboten — dieſe ganze ariſtokratiſche Herrlichkeit kann jeder reichgewordene Lakai oder Krämer erſtehen.

Sie gehen in der That mit eigentümlichen Gefühlen umher unter dieſen Schätzen, die Damen einer neuen Welt, einer neuen Geſellſchaft. — Das ſind die Überbleibſel der alten Welt, die die Sündflut weggeſpült hat, die ihre eigene, glänzende Schönheit hatte, und die doch ſchon halb ver-

geſſen iſt — die man bereits nicht mehr recht verſteht.

Héloiſe von Savigny beſonders giebt ſich bitteren Gefühlen hin. — Sie hat dieſen Herzog von Nanteuil ſelbſt gekannt.

Von allen Worten der Revolution iſt dies das furchtbarſte — dieſe nüchternen großen ſchwarzen Buchſtaben: „Propriété nationale à vendre“.

Nach dem Edelmann kommt der Bankier, der Trödler, oder der reichgewordene Parvenu. — Und nach dem Trödler der Pöbel, der alles zerſchlägt und verwüſtet. Das iſt logiſch.

Héloiſe ſieht ſich nach irgend einer Hilfe um in dem Tumult, der ſie umwogt.

„Beruhigen Sie ſich,“ ſagt ſie zu Frau von Beauharnais, die neben ihr ſteht und die am aufgeregteſten iſt, „dies kann nicht lange dauern.“

„Sie werden alles zerſchlagen —! Wenn man wenigſtens zu ſeinem Wagen kommen könnte —!“

Héloiſe lächelt bitter.

„Laſſen Sie ſich hier nicht merken, daß Sie einen Wagen haben — da, ſehen Sie, da wird

ſchon einer umgeſtürzt — Der Lakai fällt auf das Pflaſter —“

„Um Gottes willen —!“

„Meine Damen, ich bin untröſtlich —!“ Es iſt Gaſton Valèze ſelbſt, der aufgeregt hin- und hereilt. „Eine ſolche Scene —! Wer konnte das vorherſehen! Dieſe Leute ſind in einem Zuſtand, daß ſie nichts ſchonen. Ich verliere Tauſende, wenn nicht bald die Polizei oder Militär kommt — Dieſe Canaille —!“

„Sie ſind zu bedauern —“

„Wer? Ich?“ Valèze wandte ſich um.

„Ich meinte nicht Sie,“ entgegnet Héloiſe mit ihrer ruhigen Ironie, indem ſie den Blick feſt auf die hereinbringende Volksmaſſe richtet, „ich meinte jene Leute!“

„Laſſen Sie uns ſchleunigſt flüchten — Es giebt hier noch einen anderen Ausgang nach der Terraſſe der Feuillants zu!“

„He! Bürger — warte einen Augenblick —! Biſt Du nicht Valèze, der Spekulant, der Aufkäufer von Nationalgütern —? Ich kenne Dich doch — Wahrſcheinlich haſt Du Dir heute auch die Taſche

recht vollgestopft. Hier sind Leute, die Brot wollen — hörst Du, die Brot wollen?“

Es war ein blasser, verkommener Mensch, der aussah wie ein entlassener Commis — der jetzt Valèze ohne Umstände am Kragen ergriff und tüchtig schüttelte.

„Das ist einer, der mit Barras immer unter einer Decke steckt!“

„An die Laterne mit ihm!“ — „Hängt ihn an den Gitterfenstern auf, sie sind gerade geöffnet!“ schrieen einige mit rohem Scherz.

Die Situation wurde ernst. Valèze ward blaß wie die Wand. Er wand sich unter den Fäusten der Leute, die ihn an den Boden niederdrückten wie ein Opfer, über das sie bereits verfügt hatten.

Die Frauen schrieen laut auf. Héloise that unwillkürlich einen Schritt vor.

In diesem Moment betrat Babeuf mit seinen Freunden den Saal. Die Menge bewillkommte ihn mit Acclamationen, drückte ihm die Hand, drängte sich um ihn herum.

„Bürger Tribun — Du siehst, wir fangen unsere

Arbeit an. Haben wir nichts, ſollen die anderen auch nichts mehr haben —!“

„Dieſe Schurken von Reichen, in ſolchen Betten zu ſchlafen, während wir kein Dach über dem Kopf haben —“

„Ins Feuer damit —!“

„Laßt uns vor den Luxemburg ziehen und dem Direktorium damit einheizen —!“

„Aber beeilt Euch, ehe der Knirps von Bonaparte Euch über den Hals kommt,“ mahnte Germain.

Babeuf warf einen verächtlichen Blick auf den Prunk und die Reichtümer.

„Zerſchlagt, vernichtet dies alles!“ ſchrie er mit lauter Stimme. „Dies alles gehört Euch — Niemand hat ein Recht auf das Überflüſſige, ſo lange Ihr nicht das Notwendige habt —!“

Die Menge jauchzte. Krachend wurden die großen japaniſchen Vaſen des Empfangsſaales vom Balkon der erſten Etage herab aufs Pflaſter geworfen — die Spiegel durch Steinwürfe zertrümmert.

In dieſem Moment bemerkte Babeuf die Gruppe der angſtvollen, zitternden Damen in einer Ecke zuſammengedrängt — daneben Valèze.

Sein Herz ſchwoll im Triumph. Er fühlte ſich jetzt wirklich als der Herr der übermütigen, vornehmen Geſellſchaft, die ihn verhöhnt hatte —

Als er aber Héloiſe von Savigny ſah, änderte ſich ſeine Miene.

Sie ging ihm entgegen — ſie wußte, daß ſie auf ihn rechnen konnte.

„Bürger Tribun," ſprach ſie feſt, „wir ſind hier in dieſen Tumult geraten, ich und meine Freundinnen. Es kann nicht Eure Abſicht ſein, friedlichen Bürgern, die an Euren Leiden teilnehmen und ſie zu lindern ſuchen, Schaden zuzufügen. Laßt uns paſſieren, und ſagt dieſen guten Leuten, daß ſie den Bürger da —" ſie zeigte auf Valèze — „in Ruhe laſſen —"

Babeuf begrüßte ſie zuvorkommend.

„Bürgerin, Ihr wißt, daß Ihr über uns verfügen könnt. Wer ſich um die Patrioten ſo verdient gemacht hat wie Ihr, dem gebührt der Dank des Vaterlandes! — Laßt die Bürgerin paſſieren —!"

ſchrie er der Menge zu, die ſogleich Platz machte und zunächſt Frau von Beauharnais hindurch ließ, die in ihren Wagen flüchtete.

„Ich danke Euch,“ erwiderte Héloiſe, „und dieſer Herr hier?“

Sie zeigte auf Valèze.

Babeuf zog die Stirn in Falten.

„Für ihn liegt die Sache anders, Bürgerin. Das Volk will ein Exempel ſtatuieren. Es iſt lange genug betrogen und ausgeplündert worden. Man weiß, wer der Bürger Valèze iſt —“

„An die Laterne mit ihm —!“ ſchrieen etliche.

Héloiſe ward ſelbſt blaß wie der Unglückliche, der an allen Gliedern zu zittern begann.

„Laßt ihn frei,“ bat ſie. „Ihr ſeid mir verpflichtet, Bürger Tribun. Es iſt mein Dank, den ich hiermit dafür fordere —“

„Bürgerin —“

Buonarotti trat herbei und flüſterte ihm ein paar Worte ins Ohr.

Babeuf zögerte einen Moment, dann ſprach er zu Héloiſe:

„Es ſei, Bürgerin! — Ihr ſollt keinen Undankbaren an mir finden. Der Bürger Valèze mag gehen, wohin er will. Aber," fügte er finſteren Tones hinzu, indem er auf jenen zuſchritt und ihn am Ärmel ſchüttelte, „er mag ſich das merken, was er hier geſehen hat. Daß ihn nichts vor der Rache des Volkes ſchützt, wenn dasſelbe ſich einmal aufgemacht hat — daß die Zeit gekommen iſt für Barras und ſeine Satrapen — daß nächſtens Gericht gehalten wird über alles, was ſeit dem Thermidor geſchehen iſt! Geh, Bürger, und ſag das Deinem Herrn und Meiſter —"

Er zeigte ihm den Weg durch die Menge, die ſich geöffnet hatte.

Gaſton Valèze ſprach kein Wort. Er ſchwankte auf den Füßen.

Héloiſe ſah ihn an.

„Sie ſind frei, mein Herr, Sie können in Sicherheit nach Haus gehen," ſprach ſie mit unverkennbarer Geringſchätzung.

Er biß die Lippen aufeinander — noch immer blaß wie der Marmor der Statuen rings umher.

„In der That, ich verdanke Ihnen mein Leben, Madame," ſprach er leiſe zu Héloiſe, in einem Tone, vor dem man hätte erſchrecken können.

Es war in Wahrheit ebenſo gefährlich, einem Mann auf dieſe Weiſe das Leben zu retten, als ihn umkommen zu laſſen.

Dann ging er.

Drouet murrte.

„Man hätte ihn aufknüpfen ſollen, das hätte die Leute oben ein wenig in Schrecken geſetzt," ſprach er —

„Sie werden ſchon merken, daß wir Ernſt machen."

„Es muß wieder werden wie 93; die Guillotine vor den Fenſtern der Tuilerien — oder womöglich im Saale ſelbſt —"

„Wir müſſen das Volk jetzt gegen Bonaparte aufbringen," meinte Babeuf, „er iſt unſer Haupthindernis. Seit er den Klub aufgelöſt hat, wiſſen wir, was wir von ihm zu halten haben. Wenn wir das Direktorium zwingen, ihn fallen zu laſſen —"

„Seid unbeſorgt, er ſoll Euch nicht lange mehr

hinderlich werden," ſprach auf einmal eine Stimme hinter ihm.

Alle wandten ſich um.

Es war André Theurille.

Er trat langſam ein, ſich durch die Haufen durchdrängend, das Geſicht blaß und finſter, die Haare verwirrt — er war dem Zuge der Tumultuanten gefolgt, der ihn bis in das Hotel geführt hatte.

Schweigend mit gekreuzten Armen blieb er vor Babeuf ſtehen — Er ſah aus wie einer, der einen langen Kampf mit ſich gekämpft hat. Nur, als er Héloiſe gewahrte, leuchtete ſein Auge auf.

Sie ging auf ihn zu, und während ſie ſeinen Arm nahm, bemerkte ſie ſeinen unruhigen, veränderten Blick.

„André, was iſt Dir? Du ſiehſt ſonderbar aus. Wo kommſt Du her?" fragte ſie.

„Ich? Ich komme aus der Kommandantur. Der General Bonaparte hat mir ein ausgezeichnetes Quartier gegeben für dieſe Nacht!" antwortete er mit einem bitteren Lachen.

Babeuf warf den anderen Blicke zu. Sie ſahen

ſich an, es ging wie ein Einverſtändnis zwiſchen ihnen durch.

„Du biſt aus Deiner Haft ſchon entlaſſen, Bürger?“ fragte er Theurille, indem er ihn fixierte. „Das iſt ſeltſam in der That —“

„Sehr ſeltſam —“

„Die Regierung nimmt hier eigentümliche Rückſichten auf einen Terroriſten —“

„Mein Gott, nach der vertraulichen Unterredung, die der Bürger Theurille mit Madame Tallien neulich hatte —“ bemerkte Buonarotti, abſichtlich langſam, „man weiß, im Tivoli —“

Theurille fuhr auf.

„Ihr wißt nichts, Ihr ſeid falſch unterrichtet —“

Héloiſe war nähergetreten. Ihr Augenbrauen hatten ſich unmerklich hochgezogen.

„Mit Madame Tallien? Du haſt eine Unterredung gehabt mit der Tallien, André —!?“

„Allerdings, Bürgerin,“ entgegnete Buonarotti, „und zwar in ſehr vertraulichem Kreiſe, mit Barras. Man weiß nicht, was der Bürger Theurille mit

ihnen zu verhandeln hatte, aber das weiß man, daß sie bis fast zur Morgendämmerung zusammen waren —"

„André!"

Die Zähne aufeinandergebissen, den Blick zu Boden gesenkt, stand Theurille da. Er traf überall auf feindliche Blicke, kalte Gesichter. Er sah das Weib, das er liebte, und das ihn mit den Blicken zorniger Entrüstung, rasch aufflammenden Verdachts betrachtete.

„André Theurille," sprach Babeuf warnend, „Du warst bisher ein guter Patriot — hüte Dich vor dem tarpejischen Felsen! Es hat nur einer Helena bedurft, um ganz Troja zu verderben —"

„Verräter! Das mit Bonaparte war abgekartet!" rief Germain.

„Man kennt sie, diese Helena —!"

„Darum also auch der auffallende Schritt Bonapartes — Der Bürger Theurille schien desselben erst so sicher zu sein!" sprach Germain mit höhnischem Lachen.

„Erkläre Dich" — begann der Tribun von

neuem, „ſprich, wir warten auf Deine Rechtfertigung. Wir können nicht glauben, daß in dieſem Moment, wo wir vor der Entſcheidung ſtehen, einer unſerer beſten Genoſſen abtrünnig geworden ſei —“

„Abtrünnig —! Hüte Dich, Bürger Tribun, daß Du nicht morgen ſchon dies Wort bereuſt —!“

Theurille ſah ihn finſter, faſt drohend an. Es lag ihm auf der Zunge, alles herauszuſchleudern, was er von ihm wußte, was er über ſeine Vergangenheit erfahren hatte — was er von den Genoſſen des „Werkes“ halte —

Aber in dieſem Falle war die Verſchwörung im Keime vernichtet, die Uneinigkeit und der Verrat da, ſeine eigene Thatkraft, das einzige, was ſie zuſammenhielt, von vornherein gelähmt.

Er mußte ſchweigen. Er durfte ſelbſt Héloiſe nichts ſagen.

„Ich werde mich nicht rechtfertigen,“ ſprach er feſt. „Ich werde Beſſeres thun — ich werde Euch durch die That widerlegen. Wenn ich wirklich mit Madame Tallien zuſammen geweſen bin, kann es nicht in der Abſicht geweſen ſein, einen vernichtenden Schlag

zu führen — einen Schlag, zu dem ich das Terrain ſondieren mußte?“

Er ſah ſich um — ein argwöhniſches Stillſchweigen begegnete überall ſeinen Blicken.

„Mit anderen Worten,“ fuhr Theurille leiſer fort, die Arme über der Bruſt kreuzend, „wenn ich Euch binnen acht Tagen von Bonaparte befreie, werdet Ihr mir dann glauben?“

Eine allgemeine Bewegung entſtand — Héloiſe ſtieß einen halblauten Schrei aus.

„Bravo! Ich habe es gewußt. In dem ſteckt mehr als in Euch allen,“ ſprach Drouet halblaut, zu Germain gewandt, von Theurilles eigentümlichem Blick betroffen. Er hatte ſtets eine gewiſſe Sympathie für den jungen Jakobiner bewieſen.

„Wenn Du das könnteſt, Bürger Theurille,“ rief Babeuf, „wäre ich in der That der erſte, zu beantragen, daß Dir die Bürgerkrone verliehen wird.“

„Ihr könnt auf das rechnen, was ich ſage —“

„Aber wie willſt Du es ausführen? Wann und wo —?“

„Überlaßt das mir — ich habe meinen Plan, und er wird nicht verſagen.“

„Gut, handle, wie Du willſt. Der Dolch Marats iſt in dieſem Fall ebenſo gut wie das Gift Conborcets —“

„André, was willſt Du thun?“ flüſterte die junge Frau, ſeine Hand ergreifend, indem ſie ihn beiſeite zog.

Er ſah ſie an.

„Das, was geſchehen muß, Héloiſe — Bonaparte muß ſterben — und ich rechne ſogar auf Deine Beihilfe, um die That auszuführen —“

„Ich? Ich ſoll Dir helfen —?!“ ſprach ſie voll Schrecken.

In dieſem Moment kam Buonarotti eilends herbei mit der Meldung, daß von den Tuilerien her eine Abteilung Truppen käme — daß es vielleicht geraten ſei —

„Gut,“ ſprach Babeuf. „Wir wollen nicht wieder die Gaſtfreundſchaft Bonapartes in Anſpruch nehmen. Wir brauchen unſere Zeit jetzt notwendiger. Zerſtreut Euch, meine Freunde —!“

In der That begannen ſich die Tumultuanten aus dem Saale, aus den Räumen des Hotels zu drängen; ſie fürchteten die Ankunft der Truppen.

Die meiſten murrten, man ſolle vor den Luxemburg ziehen und vom Direktorium Brot verlangen.

„Oder in die Tuilerien —! Den Rat der Fünfhundert zwingen, uns anzuhören —!“ ſchrieen andere.

Babeuf und ſeine Freunde beſchworen ſie, auseinanderzugehen — ſich keiner Gefahr auszuſetzen, in die die ſtattgefundenen Unordnungen ſie ohne Zweifel bringen würden.

„Ihr werdet zur Stelle ſein, Bürger, wenn die Patrioten Euch zur Freiheit aufrufen!“ rief er laut, „wenn es gilt, den Tod des illuſtren Robespierre zu rächen, den die infame Fraktion der Reichen mordete, weil er ein Herz für das Volk hatte —! Wenn Ihr eines Morgens die Sturmglocke hört und unſere Anſchläge an den Mauern von Paris findet, dann ſammelt Euch vor dem Stadthaus — das Schickſal des Vaterlandes liegt dann in Eurer Hand —“

„Lang lebe der Tribun! Nieder mit Barras und den Reichen!“

Babeuf ſah zu, wie ſie haſtig, ſich aneinander vorbeidrängend, Stücke ihrer Beute mit ſich fortſchleppend, durch das Thor ſtrömten.

„Der Anfang vom Ende! — Jetzt rufe ich Euch zum Kampfe, Ihr Oligarchen des Direktoriums —! Wir wollen doch ſehen, ob fünf Könige ſich beſſer ſchützen als einer —!“ rief er aus.

Am Ausgang der Straße wurden die weißen Bandeliere und die blauen Röcke der Soldaten ſichtbar. Babeuf verſchwand eiligſt mit ſeinen Freunden in der entgegengeſetzten Richtung, nachdem er noch mit André Theurille etliche Verabredungen getroffen hatte.

Dieſer hatte ſchweigend, ohne ein Wort weiter zu bemerken, Héloiſe von Savigny zu ihrem Wagen gebracht.

Sie blieb ebenfalls ſtumm — Das Wort, das ſie zuletzt von ihm gehört hatte, ſtand wie ein Phantom zwiſchen ihnen.

Er ſtieg mit ihr ein, und der Wagen rollte

langſam nach der Gegend der Elyſäiſchen Felder zu.

„André, was willſt Du thun? Du willſt Bonaparte töten?“

Sie hatte ſeine Hand ergriffen und ſah ihm in fieberhafter Erregung in die Augen. Er wandte ſich ab — er ſuchte ihren Blick zu vermeiden.

„Ich wiederhole Dir, daß das ſein muß, Héloiſe,“ ſprach er mit dumpfer Stimme. „Er oder ich — einer von uns beiden. Er hat uns verraten und getäuſcht, das ganze Werk der Verſchwörung wird möglicherweiſe daran ſcheitern. O, und ich haſſe ihn, ich —“

„Er hat gethan, was ſo viele nach dem Thermidor gethan haben —“ ſprach ſie achſelzuckend, „er verträgt ſich mit den neuen Machthabern —“

„Nein, nein, es iſt noch etwas anderes in dieſem Menſchen. Er verachtet uns, er hält uns für abgethan — er ſagt, wir hätten weder die Kraft noch den Beruf mehr, dem Volke zu helfen —“

Und mit einem bitteren Lächeln fügte er nach einer Pauſe hinzu:

„Und wenn man ihn noch Lügen strafen könnte — wenn man noch glauben könnte an diese Leute und an das, was sie vorhaben! — Aber dieser Katheberheld Babeuf, dieser Schwätzer Maréchal —“

Er biß die Lippen aufeinander, plötzlich abbrechend — er merkte, wie seine Begleiterin ihn seit einer Weile unabläſſig beobachtete.

„André — Du glaubſt nicht mehr an unſere Sache —! Ich habe es Dir angeſehen vorhin, als Du mit Babeuf ſprachſt — unterbrich mich nicht! Es iſt alſo wahr, was ſie Dir vorwarfen, daß Du mit Barras, mit der Tallien in Verbindung ſtehſt?!“ rief ſie.

„Héloiſe, ich beſchwöre Dich —“

Sie ſah ihn kalt, drohend von der Seite an — etwas ganz anderes kam in ihr zum Vorſchein.

„Ich will die Wahrheit wiſſen —! Iſt das wahr, die Scene mit der Tallien?“

„Ja —! Aber ich verſichere Dich, es war zufällig — ich hatte ihr einen Dienſt erwieſen im Tivoli, als ſie ſich verirrt hatte —“

„Nimm Dich in acht, André! Es iſt noch niemand rein von dieſer Frau hinweggegangen. Und dieſe Verhaftung, bei der man Dich nach einer Nacht entlaſſen hat?! André — wenn ich glauben müßte —!“

Ihr ganzes Weſen war in fieberhafter Eiferſucht erregt. Das Herrſchſüchtig-Gewaltſame, das in ihrer Natur lag, die für gewöhnlich ſtolz und ruhig erſchien, brach in ihr hervor. Und ſie kannte Aspaſia — der Name Tallien genügte, um die ſchlimmſten Befürchtungen in ihr wachzurufen.

Sie begriff den Zuſtand nicht, in dem Theurille war — dieſe Qual, daß er an dem Werke zu zweifeln anfing, das er vollenden ſollte — dieſe Empfindung von Unſicherheit, Zorn, Beſchämung, die ihm den verzweifelten Entſchluß eingegeben hatte, Bonaparte zu töten, um ſich bei ſeinen Genoſſen zu retablieren, um ſich vor ſeinen inneren Zweifeln zu retten.

Dergleichen verſteht eine Frau nicht. Sie ſieht überall nur die einfachen Linien, die ſtarken Empfindungen, die bloßen Thatſachen.

„Höre mich an, Héloiſe,“ ſprach er jetzt in

einem seltsam müden und ruhigen Tone, indem er seine Hand auf ihren Arm legte, „vergessen wir jetzt alles, was hinter uns liegt. Es nützt nichts, sich an vergangenen Geschichten den Kopf zu verbrennen. Wir wollen nur an das denken, was geschehen muß. Und da begreifst Du, daß wir uns an Bonaparte rächen müssen für den Verrat, den er geübt hat. Zudem hasse ich ihn — o, ich wüßte keinen Menschen, den ich tiefer hassen könnte —"

„Was willst Du also?"

„Es findet nächstens ein Fest in St. Cloud statt zu Ehren der aus Belgien zurückgekehrten Truppen — das Direktorium wird da sein, Bonaparte auch. Es wird Dir leicht sein, eine Einladung zu erlangen —"

„Aber man spricht davon, daß Bonaparte vielleicht das Kommando der Armee von Italien bekommen soll — daß er sich nach der Grenze begeben wird —"

„Um so mehr müssen wir uns beeilen. Höre also, bei einem solchen Feste, in dem Menschengedränge ist die beste Gelegenheit für eine That, wie

ich ſie vorhabe. Es handelt ſich dann nur darum, den General an einer beſtimmten Stelle feſtzuhalten, um dann im gegebenen Moment — Dieſen Dienſt ſollſt Du mir leiſten —"

„André — Du verlangſt etwas Furchtbares von mir!" rief die junge Frau entſetzt.

Sie ſah ihn ſtarr an, es durchflog ihren Geiſt in dieſem Moment, was ſie ihm ſchon alles geopfert hatte — ihre Freunde, ihren Verkehr, den Frieden ihrer Seele, ihr Gewiſſen beinahe —

„Es muß ſein," entgegnete Theurille unerbittlich, „ſo lange Bonaparte lebt, kann die Republik Babeufs nicht auferſtehen."

Sie hielt noch immer den Blick auf ihn gerichtet.

„Ich kann alles für Dich thun," murmelte ſie. „Aber ich darf nicht an Dir zweifeln —! Von dem Tage an, wo ich zweifeln müßte —"

Sie waren bei ihrem Hauſe angelangt; ſchweigend ſtiegen ſie aus und begaben ſich hinein. Héloiſe hörte noch immer ſeine Worte, die dies von ihr verlangt hatten.

Er hatte ſich in einen Seſſel geworfen, und als ſie ihn betrachtete, ſah ſie, wie blaß und zerwühlt ſein Geſicht war, wie fieberhaft ſeine Augen leuchteten —

Ein ſeltſames Gefühl ergriff ſie.

„André,“ ſprach ſie leiſe, an ihn herantretend, „und wenn dies alles vollbracht iſt, werden wir glücklich ſein nachher —?“

Er vermied ihren Blick. Er fühlte wie ſie, daß etwas zwiſchen ſie getreten war — daß es nicht mehr war wie früher.

Dann ſchüttelte er unmutig den Kopf.

„Ich weiß es nicht — Wer das vorhat, was wir wollen, darf nicht fragen, ob er glücklich wird — Robespierre und Saint-Juſt haben Tauſende geopfert, um das Ziel zu erreichen, und ſie ſind auf halbem Wege aufgehalten worden. Sollen wir jetzt nach dieſem einen Menſchenleben fragen, das uns hinderlich iſt?“

Das Auge der jungen Frau ſenkte ſich tief in das ſeine. Es hatte wieder den ſtarren, drohenden Ausdruck von vorhin.

„Ich werde das thun, was Du willſt," ſprach ſie mit bleichen Lippen, „ich habe Dir ſo viel geopfert, mag auch dies noch ſein —! Aber hüte Dich, daß das wahr iſt, was ich heute gehört habe —! Hüte Dich, mich um den Preis zu betrügen —! Denn ich wäre die erſte, die Dich ins Verderben ſtürzte — Dich und Euch alle dazu —!"

Drittes Kapitel.

Die Roſen von St. Cloud.

Im Park von St. Cloud flammen die bunten Lichter, hört man die Klänge der Muſik, vermengt der Frühlingswind ſeine erſten ſchüchternen Grüße mit dem heißen Atem des Feſtes, dem Lärm und der Bewegung all dieſer Hunderte, die hier verſammelt ſind. Oben die Orangerie des Schloſſes iſt glänzend erleuchtet, man ſieht hinter den Spiegelſcheiben Schatten vorbeihuſchen; da wird das Diner vorbereitet für die Nobili der Republik. — Unten ſind die Spielſäle geöffnet, die Lotterien, die Schaubuden, denn das Vergnügen hat einen etwas volksmäßigen Charakter heute, in Hinſicht auf die vielen Soldaten und Offiziere, die das Direktorium

eingeladen hat. Sie bleiben unten im Parke, vor den Zelten, die da aufgeſchlagen ſind, während in jenen glänzenden Räumen, zu denen die mit Palmen und koſtbaren Pflanzen bedeckten Treppen hinaufführen, Barras und ſeine Kollegen, die Offiziere der Pariſer Garniſon, hervorragende Deputierte und Notabilitäten der Künſtlerwelt ſich verſammeln.

Man feiert den letzten Sieg, den die Maasarmee unter Jourdan errungen hat. — Das Direktorium hatte überhaupt alle Urſache, mit der Haltung ſeiner Armeen zufrieden zu ſein in der letzten Zeit. Während im Inneren der Vulkan kreiſt und tobt, hat man Belgien, das Rheinufer, Luxemburg erobert und der Republik einverleibt. Zudem iſt der Krieg in der Vendee, dieſer ſtete Alp der Pariſer Machthaber, nahezu beendet. Die Hauptführer der Royaliſten, Stofflet und Charette, ſind vor kurzem gefangen.

In Hinſicht auf die ſiegreichen Truppen ſieht man denn auch überall farbige Embleme, blau-rot-weiße Fahnen, Statuen des Mars und der Bellona, die die phrygiſche Mütze tragen, wie es der antike Stil von 93 erforderte, Liktorenbündel und römiſche

Schilde — den ganzen nachgeahmten Apparat der römiſchen Triumphatoren.

Trotzdem ſehen dieſe Phyſiognomien merkwürdig aus. — Alle, Offiziere wie Deputierte, fremde Diplomaten wie Financiers, Männer und Frauen —

Man tanzt — aber man tanzt auf einem Vulkane. Man trinkt — aber man weiß nicht, ob der Wein nicht vergiftet iſt wie der des Doktors Deſault war, der ſterben mußte, weil er Ludwig XVII. nicht begraben wollte. — Man ſingt — aber man fürchtet ſich beinahe vor den Klängen der Marſeillaiſe, vor dem roten Phantom von 93, das wieder zu erſtehen drohte.

In einem der Säle unten, geht es ziemlich lebhaft zu. Man ſieht die magere, eckige Figur Bonapartes, umringt von den Damen Hamelin, Savigny und Devaines, von Talma, dem Schauſpieler, und dem Direktor Letourneur, dem Kollegen Barras'.

„Der General Hoche wird, wenn er aus der Vendee zurückkommt, vom Direktorium in beſonderer Sitzung empfangen werden!" erwidert Letourneur.

„Er verdient dieſe Auszeichnung — er hat ſich um das Vaterland wohlverdient gemacht.“

Madame Hamelin wendet ſich mit einem Lächeln zu ihm um.

„Bürger, Sie dürfen in Gegenwart Bonapartes nicht von ſeinem Kollegen ſprechen,“ ſagt ſie mit ihrer draſtiſchen Offenheit. „Sie wiſſen doch, daß er das nicht leiden kann —“

Man lächelt. Bonaparte ebenfalls, aber gezwungen. In der That hat er es nie vertragen können, wenn andere, und beſonders Hoche, vor ihm gelobt wurden.

„Pah, das hindert nicht, daß Hoche ein tüchtiger General iſt —“

„Kein Wunder, er hat Gelegenheit, ſich zu zeigen! — Das Schlachtfeld iſt die einzige Schule des Soldaten.“

„Indeſſen ſagt man, General, Ihr wollet uns auch bald verlaſſen und das Kommando in Italien übernehmen,“ bemerkt Héloiſe von Savigny nachläſſig.

Bonaparte verbeugte ſich etwas ironiſch.

„Man ſagt es nicht nur, Madame — es iſt ſo. In wenigen Tagen erhalte ich mein Dekret und lege dann mein Kommando in der Stadt nieder.“

„Hm — gerade in dieſem Moment,“ ſpricht Letourneur halblaut, die Stirn bewölkt.

„Nachdem Ihr den Pantheonklub aufgelöſt habt —“

„Vielleicht gerade deshalb!“ ſpricht Héloiſe, den Korſen fixierend.

Dieſer verzog keine Miene.

„Hoffentlich bekommt Euch das Klima Italiens gut, General,“ bemerkt Madame Hamelin lächelnd. Und zu Héloiſe gewandt, flüſterte ſie dieſer zu:

„Er wird noch ausgetrockneter wiederkommen, als er jetzt ſchon ausſieht. Ihr wißt doch, was man ſich darüber ſeit vierzehn Tagen erzählt —?“

Und ſie berichtet ihr heimlich lachend, wie Bonaparte neulich die Tumulte, die Babeuf erregt, zu ſtillen verſuchte und dabei mit einem Volkshaufen zuſammengeſtoßen ſei, an deſſen Spitze eine zerlumpte, ziemlich beleibte Frau ſich befand, die, ſofort auf den General und ſeine glänzende Suite losgehend, ihn in

dem Phraſenſtil der Demagogen gefragt hatte, womit ſie es verdienten, daß ſie ſich vom Schweiße des Volkes dick und fett mäſteten? Da wandte ſich Bonaparte mit dem ruhigſten Lächeln zu der Gegnerin, indem er ſie fragte: „Madame, wer von uns beiden iſt dicker, Sie oder ich?“ worauf das Volk ſtürmiſch applaudierte. —

Mit einem Witz ſind ſie noch immer zur Ruhe zu bringen, die guten Pariſer.

Héloiſe hört nur flüchtig, mit zerſtreutem Lächeln zu. Sie hat ganz andere Gedanken im Kopf. Und es iſt gut, daß niemand aus ihrer Umgebung dieſe Gedanken ahnt —

„Wiſſen Sie, daß Madame de Staël nächſtens von London nach hier kommen wird —?“ ſpricht Talma, indem er ſich an ſie wendet.

„Ah, die Tochter Neckers —! In der That, ſie hat lange genug gewartet, bis ihr der Boden hier ſicher genug ſchien —“

„Als ob er jetzt ſicher wäre —!“

„Madame de Staël, die geiſtreiche Verfaſſerin

des Buches, das Sie mir neulich gaben?“ wendet ſich Madame Devaines an die Hamelin.

„Ebendieſelbe —! Man ſpricht in allen Salons davon —“

„Ich liebe weder dieſe Frau noch ihr Buch,“ miſcht ſich Bonaparte ins Geſpräch. „Sie wendet zu viel Kunſt an, um das Allereinfachſte und Natürlichſte zu erklären —“

„O, General — es ſind eine Fülle der ſchönſten Sittenſprüche in dieſem Buche! Betrachtungen über die Tugend, die Religion —“

Um Bonapartes Lippen zeigt ſich eine gefährliche Ironie.

„Ja, ſie ſpricht von der Tugend mit der ganzen Wärme einer neuen Bekanntſchaft —“

„General,“ verſichert ihm die Hamelin mit einer drohenden Geſte, „wenn man nicht bisweilen merkte, daß Sie zu viel Geiſt haben, könnte man glauben, Sie hätten gar keinen.“

Héloiſe lächelt ebenfalls.

„Das iſt ein Kompliment, über das ich nachdenken würde, General,“ ſprach ſie. „Oder halten

Sie es in unſerer Zeit für überflüſſig, mit den Frauen Betrachtungen über Tugend und Religion anzuſtellen —?"

Bonaparte macht ſein gewöhnliches ernſtes Geſicht.

„Mit Ihnen, Madame, nicht — wohl aber mit Frau von Staël —"

Er iſt heute abend liebenswürdiger gegen ſie als ſonſt — Vielleicht macht das ſeine Stimmung, ſeine Heirat mit Joſephine von Beauharnais, die in den nächſten Tagen vollzogen wird, die Abreiſe zu dem ſo heiß erſehnten italieniſchen Kommando —

Er ſehnt ſich nach friſcher Luft, nach Alleinſein — Dieſe Frauen, der Lichterglanz, die Muſik, die ſtickige heiße Atmoſphäre des Salons — daran kann er ſich immer noch nicht gewöhnen —

Letourneur nimmt ſeinen Arm und promeniert mit ihm in der Vorhalle auf und ab.

„General, ſuchen Sie Barras an dieſem Abend noch einmal zu ſprechen. Er wollte Ihnen die letzten Nachrichten von der Armee von Italien mitteilen. Es ſcheinen dort unglaubliche Zuſtände zu herrſchen —

Man verlangt Geld von uns — Geld, Geld! Ja, wer das ſchaffen könnte —“

Er zuckte die Achſeln und ging.

Bonaparte lächelte bitter. Die Republik war auf dem Standpunkte wie die Danae Tizians — ſie hätte ſich ſelbſt verkauft, um ſich im Golde wälzen zu können.

Und trotz aller Miſere hatte er den Kopf ſo voll von Plänen, von Träumen ſeines Ehrgeizes, die er niemand ſagen konnte — die in ſeiner Seele auf-ſchoſſen wie phantaſtiſch rieſenhafte Wunderblumen, deren Farben entzücken, und deren Duft betäubt.

Denn dieſer junge Kopf träumte — Mit der Kraft eines Poeten, der er war, mit dem Durſt eines Abenteurers, der das Leben erobern will.

Er träumte von Italien.

Bonaparte ging langſam auf die Terraſſe hinaus, die, in Abſätzen nach dem Seineufer hinabſtürzend, in dieſem Moment menſchenleer und verlaſſen lag.

Hier war alles dunkel und einſam. Der junge Korſe nahm den Hut ab und ließ ſich die Stirn von den Frühlingslüften umwehen, die durchs Land zogen,

und die ihm vielleicht Dinge erzählten, die die anderen nicht verſtanden.

Nach Italien —

Kennſt Du das Land, junger Stürmer? Du haſt ſein Blut in den Adern und ſeine Gedanken hinter der Stirn. Es iſt das Land, wo die Propheten und Welteroberer erſtehen, und wo ein glühender Himmel die Gedanken bis zum Ungeheuerlichen erhitzt. Es iſt das Land, wo die Erde, ſchweigend und kahl, mit Ruinenfeldern bedeckt iſt, die Dich mahnen, Großes, Niegeweſenes zu vollbringen, um Dich nicht von den Toten beſchämen zu laſſen, die da unten ſchlummern —

Er fährt mit einem Seufzer empor.

Wenn er das kann —! Wenn er durch dieſen Wuſt von Unfähigkeit, Dummheit und Niederträchtigkeiten durchdringen kann, den der Vulkanboden der Revolution abgeſetzt hat, und der jetzt die regierende Schicht des Direktoriums bildet! Dieſe Deputierten, die alle bereit ſind, die Republik für königliches Gold zu verkaufen — dieſe Generale, die keinen Marſch von zwei bis drei Tagen unternehmen können, weil

ihre Soldaten keine Schuhe, und ihre Reiter keine Pferde haben.

Und die nichts anzufangen wagen, weil jetzt jeden Augenblick wieder die Katastrophe in der Hauptstadt eintreten kann, und es sich für sie dann um Kopf und Leben handelt.

Wer hier den Ausweg wüßte —!

Während er hier, den glühenden Kopf in die Hand gestützt, nachsann, beschäftigte man sich eine Etage über ihm ebenfalls mit ihm.

Es war in dem kleinen Saale, wo Barras Cercle hielt.

Die Abgeordneten, die fremden Diplomaten und Offiziere, die ihn vorher in ehrfurchtsvoller Distanz umringten, haben sich im Gewühl der Menge verloren. Er hat sich in eine Nische zurückgezogen, es ist niemand bei ihm als Gaston Valèze und Letourneur, der eben von Bonaparte kommt.

Das Gesicht Barras' sieht geradezu verändert aus — die liebenswürdige, etwas blasierte Ruhe, die er sonst zur Schau trägt, ist gänzlich daraus verschwunden. Unruhe, Zorn, Beschämung beinahe

prägt ſich darin aus, während er Valèze zuhört, der eifrig auf ihn einredet.

„Ah, da kommt Ihr ja,“ ſpricht er zu dem eintretenden Letourneur, „Ihr wißt, was man mir hier einzureden ſucht, Bürger Kollege?“

Letourneur ſieht Valèze an. Dieſer macht eine bezeichnende Geſte.

„Daß eine Verſchwörung beſteht, ein Plan, das Direktorium zu ſtürzen und dem Volke von Paris eine neue Verfaſſung aufzuzwingen!“ ſpricht er raſch.

„Eine Verſchwörung?!“

„Ich ſage es Euch — wovon der Pantheonklub der Anfang war, deren Führer Babeuf, Theurille, Drouet ſind, die ganze Meute von 93 — und die nahe dem Ausbruch iſt —“

„Und Bonaparte?!“ fragt Barras raſch, der einen beſtimmten Gedanken zu verfolgen ſcheint.

Alle drei ſehen ſich an. Valèze zuckt die Achſeln.

„Darum wollte er ſeine Abreiſe beſchleunigen!“ rief Letourneur. „Er war davon unterrichtet —!“

„Ich glaube nicht, daß Bonaparte mitſchuldig iſt, Bürger Direktor,“ ſpricht Valèze.

„Einerlei. Er wird vielleicht das Kommando in Italien nicht übernehmen,“ erwidert Barras. „Wir brauchen ihn dann hier notwendiger — Aber wer hätte das gedacht — Dieſe Canaille von Babeuf —!“

Er ſtampft ärgerlich mit dem Fuße auf.

„Dieſe letzten Tumulte hätten Euch die Augen öffnen müſſen — Babeuf hat in dieſem Moment unter dem Volke von Paris eine Armee hinter ſich —“

„Im Rat der fünfhundert droht uns auch eine Interpellation deswegen,“ bemerkt Letourneur, „die alten Montagnards rühren ſich wieder — Drouot und Theurille haben ſie von neuem aufgebracht —“

„Und ich glaubte dieſe Jakobiner von geſtern gut an der Leine zu haben,“ murmelt Barras, „ſie gegen die Royaliſten auszuſpielen —“

„Ihr ſeid düpiert, Bürger Direktor, Ihr ſeid düpiert — Dieſe Leute wollen etwas ganz anderes —!“

Barras wirft ihm einen kalten Blick zu.

„Ihr wählt Eure Ausdrücke seltsam, Bürger Valèze," spricht er in ruhigem Tone.

Als Mann des ancien régime kann er es nicht immer vertragen, wenn seine Eitelkeit durch die formlosen Ausdrücke der neuen Zeit beleidigt wird.

Valèze entschuldigt sich.

„Ich sage nur, daß Ihr sehr auf der Hut sein müßt. Der Abgrund ist vor Euren Füßen geöffnet —"

„Und Ihr wißt noch gar nichts Näheres über die Verschwörung —?" fragt der allmächtige Direktor ungeduldig weiter.

„Absolut nichts. Ich lasse die Verschworenen überwachen durch den Kapitän Grisel, der sich in ihr Vertrauen eingeschlichen hat, der jedoch an den Beratungen der Führer nicht teil nimmt. Sie versammeln sich teils in Babeufs Wohnung, teils in bestimmten Cabarets, die ich nicht kenne —"

„Ihr wißt also nichts Näheres. Das ist sehr ärgerlich. — Es müßte doch ein Mittel geben —"

Valèze lächelte eigentümlich.

„Ich glaube es schon gefunden zu haben —"

„Und welches —?“

„Das Nähere kann ich Euch noch nicht sagen. Es kommt auf den Erfolg an. Es handelt sich dabei um eine Frau —!“

Jetzt lächelt Barras spöttisch.

„Ah, eine Frau — dann freilich —“

„Um diese Frau —“

Valèze zeigt auf die Gestalt in der weißen, goldgesäumten Robe, die auf der Schwelle des Bankettsaales erscheint — es ist Héloise von Savigny.

„Um diese Frau?! Ah, ich dachte mir, daß sie ihre Hände darin hätte. — Das ist ein Dämon, diese Frau —!“ Barras geht erregt ein paar Schritte auf und ab. „Wirklich, Bonaparte hat mich nicht umsonst vor ihr gewarnt — Und durch sie wollt Ihr die Verschworenen —?“

„Ich hoffe mit ihrer Hilfe die ganze Verschwörung wie in einem Netze zu fangen —“

„Ich würde das einen Meisterstreich nennen, Maître Valèze,“ erwidert Barras etwas spöttisch. „Ihr habt ohne Zweifel Eure Privatabsichten dabei —?!“

„Warum ſoll ich es nicht eingeſtehen, Bürger Direktor? Dieſe Frau war einſt ſo gut wie mein, als André Theurille dazwiſchen kam —“

„Aha, daher —! Und Ihr hofft jetzt die Beute wieder zu erlangen —? Ihr habt einen anſpruchsvollen Geſchmack!“

Und Barras wirft auf die junge Frau einen Blick, als ob er ſie ſelber nicht für unwürdig hielte, die Liſte ſeiner Eroberungen zu vergrößern.

„Ich denke, Bürger Direktor, für die ausgezeichneten Dienſte, die ich dem Vaterland mit der Aufdeckung der Verſchwörung erweiſe —“

„Es iſt noch nicht ſo weit — Verſchafft ſie uns erſt, zum Greifen faßbar, die Verſchwörung —“

„Ich werde halten, was ich Euch verſpreche —“

Barras ſieht Valèze einen Moment an. Er überlegt ſich, daß dieſer Mann eigentlich ſchon viel zu viel von ihm weiß.

Er hat auch die Geſchichte vom Vendémiaire nicht vergeſſen. Dabei hat Valèze in ſehr ſelbſtbewußter Weiſe auf ſeiner gänzlichen Amneſtierung beſtanden und ſehr deutlich auf die Korreſpondenz

angeſpielt, die Barras mit dem Ausland geführt hat.

Er könnte unbequem werden, dieſer Mann. Es wäre vielleicht gut, ſich mit der Zeit ſeiner zu entledigen.

Wenn nur erſt dieſe Kriſe, in die Babeuf die Republik geſtürzt hat, vorüber wäre —

„Ich ſehe alſo Euren Berichten entgegen, Bürger,“ ſpricht Barras ruhig, indem er Miene macht, ſich zu verabſchieden. „Und vergeßt nicht, daß Eile not thut — Ich verlaſſe mich auf Euch.“

Valèze verneigte ſich ſchweigend.

„Glaubt Ihr auch, Bürger, daß die Republik in einer Kriſe iſt?“ wendet ſich der Direktor ſcherzend an Talma, der eben an ihn herantritt, „mir ſcheint, die Ära der Kriſen iſt nunmehr geſchloſſen!“

Der Schauſpieler macht ein eigentümliches Geſicht.

„Die Republik gleicht dem Fieberkranken des Apulejus,“ ſpricht er. „Die erſten Stürme ſind vorüber, aber nun fühlt ſie ſich müde, erſchöpft. — Soll ich Euch ein großes Geheimnis ſagen,

Sie ſehnt ſich nach einem Arzt, einem Herrn, Bürger Direktor —"

Barras wendet ſich halb ärgerlich ab.

Er fühlt ganz gut, daß er nicht das Zeug in ſich hat, dieſer Herr zu ſein.

Talma hat damit nur ſeine Überzeugung, die es umwandelbaren Monarchiſten, der er ſtets geweſen iſt, gegeben.

Übrigens kann man eigentümliche Dinge unter den Offizieren der Loire- oder der Sambrearmee, die unter den Gäſten umhergehen, hören. Sie ſehen mit Achſelzucken auf den Prunk und die Verſchwendung des Feſtes, auf die Prachtkoſtüme Barras' und ſeiner Kollegen, auf die Tafel von vierhundert Gedecken, die im Saale der Orangerie gerüſtet wird.

Sie wiſſen, wie es bei ihren Armeen ausſieht.

„Hm —! Wie es ſcheint, iſt die Republik noch immer eine Goldmine für die, die an der Quelle ſitzen," ſpricht einer.

„Und uns liefert man Pappſohlen und Uniformen zu drei Livres das Stück —"

„Und die achtundvierzig Bronzekanonen in Metz,

die man verkauft hat als altes Eisen, nur um Geld zu machen —"

„Dabei hat das Direktorium sein Gehalt verdoppelt, weil die Assignaten immer noch gefallen seien —"

„Babeuf hat recht —! All die Tausende von Köpfen sind nur gefallen, damit jetzt einige wenige die Nationalgüter zu Millionen ankaufen. Das Land soll eine Domäne der großen Bankiers werden—"

„Die aber nichts einbringen wird! — Seit zwei Jahren sind in Frankreich keine Steuern bezahlt worden!" —

„Wer soll die Bauern zwingen, da keine municipalen Gewalten mehr existieren?"

So spricht und flüstert das durcheinander, der Name Babeuf, sein Programm, seine flammenden Anklageartikel gehen auch hier von Hand zu Hand.

„Seht, wie rasch dies Sparta ein Sybaris geworden ist," spricht ein junger Mann mit düsterem, knochigem Gesicht zu seinem Begleiter, einem hochgewachsenen, stattlichen Mann, der von allen Seiten viel gegrüßt und umschwärmt wird.

Es ist Joseph Chénier, der Bruder des bekannten Dichters, den Robespierre guillotinieren ließ, und der bei ihm ist David, der Maler.

Chénier darf sich rühmen, in diesem Moment eine der bestgehaßten Persönlichkeiten von Paris zu sein. Man vergiebt es ihm nicht, daß er seinen Bruder nicht gerettet hat, der zwei Tage vor dem 9. Thermidor das Schafott bestieg. David dagegen scheint in bester Laune. Er lacht und scherzt mit einer kokett gekleideten, schönen jungen Frau, die mit einem gewaltigen Fächer à l'étrusque parabiert. Das ist niemand anders als Mlle. Aubry, die graziöse Nymphe der Oper, die einst als Göttin der Vernunft auf dem Altar von Notre-Dame figuriert hat, damals als Robespierre der Gott von Frankreich und seine Gebote Gesetz waren. —

Wie sich die Zeiten ändern! David hat längst den pathetischen Schwur vergessen, den er am 8. Thermidor Robespierre geleistet hat, „er wolle gemeinsam mit ihm den Giftbecher leeren". Schließlich fand er es doch angenehmer, die Becher bei Barras' Gastmählern zu leeren.

Unweit von ihm giebt der Schauspieler Dugazon die komische Geschichte von einem deutschen Baron zum besten, der sich in Paris amüsieren will — Es ist das ein altes Repertoirstück von ihm. Aber er erzählt das mit so vortrefflicher Mimik und Aussprache, daß alle seine Zuhörer laut auflachen. Im Garten verkünden Kanonenschläge, daß das Feuerwerk begonnen habe. Das flammt und glänzt und blitzt durcheinander, feurige Räder und Schlangen, Sterne, Kometen, ganze Figuren. In den Gängen des alten Parks zwischen den hohen Buchenstämmen leuchten die bengalischen Feuer weiß und rot und grün auf, züngeln zwischen Büschen und Zweigen empor und beleuchten seltsam die weißen Statuen der Götter und Helden, die hier aufgestellt sind — dazwischen die phantastischen Gestalten der Incroyables, der „Adonis", wie man die höchstentwickelte Gattung des Incroyable Anno 1796 nannte, der „Merveilleuses", der Offiziere und Soldaten in ihren bunten Uniformen, die goldenen Schnürröcke der Husaren, die schwarzen der Kanoniere von Vincennes, die flammendroten der belgischen Lanciers

— ein farbensprühendes, die Sinne verwirrendes Bild. Auf den Rasenabsätzen zu beiden Seiten der Kaskade sind Zelte und kleine Theater aufgeschlagen, wo man Schattenspiele, Feerien und provençalische Tänzer sah — Pantomimen, wo die skandalösen Geschichten aus dem klassischen Altertum, die man aufführte, sich sehr sonderbar ausnahmen neben den erhabenen Statuen der Weisheit und Tugend, die an anderen Stellen des Parks errichtet waren und die Bürger zur Nacheiferung anspornen sollten.

Der antike Stil der Revolution gestattete eben verschiedene Auslegungen.

In diesem Moment — es ist kurz vor Mitternacht — erschallen die Klänge des „Chant du départ", das Zeichen, daß das Souper im Saale beginnt.

Héloise, die auf der vorderen Terrasse am Arm Bonapartes promeniert hat, bleibt auf einmal in einer Nische der Balustrade stehen — sie scheint aufmerksam das holländische Kunstfeuer, das in der Lichtung einer Allee abgebrannt wird, zu betrachten.

„Was haben Sie, Madame —?“

„O, nichts, General —!“ Die junge Frau lacht etwas gezwungen. „Dies Feuerwerk erinnert mich an ein ganz ähnliches, das ich hier in demſelben Park geſehen habe —“

„Ah, wirklich?!“

„Jawohl, im Sommer 90 — es war der letzte Sommer des Hofes! — Die Königin gab dem öſterreichiſchen Erzherzog, der ſie beſuchte — es war ihr Schwager — ein Feſt. Freilich, wer denkt heute noch daran?“

„Sie haben recht,“ murmelt Bonaparte nachſinnend, „das ſcheint uns faſt wie ein Märchen —! Und doch ſind erſt ſechs Jahre ſeitdem vergangen.“

Héloiſe iſt bleich geworden. Sie hat ihren Blick beſtändig in eine beſtimmte Richtung des Gartens gerichtet.

Es iſt der verabredete Moment.

„General, wollen Sie mich zum Souper führen? Ich darf Sie oben nicht weiter in Anſpruch nehmen — ich weiß — Aber bis dahin —“

„Mit Vergnügen, Madame!“

Er bietet ihr mit einer etwas haſtigen Bewegung ſeinen Arm.

Auf einmal ſtößt Héloiſe, die eine Bewegung nach ihrer Friſur gemacht hat, einen kleinen Schrei aus.

„O weh — da habe ich meine Roſe verloren —! Dies Gedränge im Saal war aber auch wirklich nicht zum Aushalten. Was nun machen? Ich kann mich nicht ſo zeigen —“

„In der That, Madame — gäbe es hier keinen Erſatz?“

„Ah, ich weiß!“ rief ſie wie mit einem plötzlichen Erinnern. „Das Gewächshaus iſt hier ja nur ein paar Schritte entfernt, es muß Roſen enthalten. — Sie wiſſen doch, General, daß die Roſen von St. Cloud berühmt ſind?“ fragt ſie auf einmal, ihn mit einem eigentümlichen Blick anſehend.

Bonaparte lächelt. —

„Ich wußte es nicht — aber um ſo beſſer —! Wenn ich Ihnen alſo einen Gefallen thun kann —“

„Ja, ja, führen Sie mich! Wir haben nur ein paar Schritte zu machen —“

Er giebt ihr ſeinen Arm, er verſucht ſogar über ihren Unfall zu ſcherzen — ohne Ahnung, wohin ſeine heutige Galanterie ihn führen wird.

Héloiſe iſt in der furchtbarſten Aufregung. Sie beginnt am ganzen Körper zu zittern. Es iſt gut, daß das nicht lange währen kann, ihr Begleiter würde ſonſt ihren Zuſtand merken.

Das kleine Pförtchen zum Gewächshaus, das hinter der Orangerie liegt, iſt bald ſichtbar — Es iſt grell erleuchtet durch eine Pfanne mit buntem Licht, die gerade davor ſteht, und die ihren Schein weithin über den Raſen wirft.

Gerade gegenüber ſtehen neben der Wohnung des Kaſtellans verlaſſene Remiſen, die ſeit dem Abzug des Hofes nicht mehr benutzt ſind. Die erſte Etage derſelben, wo früher die Stallbeamten gewohnt haben, iſt jetzt unbewohnt und verlaſſen, die Fenſterſcheiben ſind halb erblindet, zum Teil zerbrochen. Wer genauer zuſähe, bemerkte hinter einer derſelben einen Schatten ſich auf und ab bewegen, der beim Herannahen des Paares unbeweglich bleibt und nach einem

dunklen Gegenſtand greift, der neben ihm verhüllt auf der Fenſterbank liegt. —

Der Schatten, das iſt André Theurille.

„Hier iſt es, General, da — gleich links vom Eingang —“

Die Stimme der jungen Frau zittert, Bonaparte bemerkt es, er wendet ſich um und muſtert ſie forſchend.

„Iſt Ihnen nicht wohl, Madame?“

„O doch — nur — mich fröſtelt —! Nach der Erhitzung da drin, Sie begreifen —“

„Wir werden gleich zurückkehren!“

In dem Moment, als Bonaparte die Thür aufſtößt und beiſeite tritt, um Héloiſe den Weg frei zu laſſen, kracht ein Schuß, ein Blitzſtrahl zuckt an dem gegenüberliegenden Fenſter auf, eine weiße Wolke, die für den Moment alles einhüllt — dann ein Schrei, der von der jungen Frau herrührt —

Der General ſpringt raſch beiſeite, dahin, wo ihn eine vorſpringende Ecke des Daches ſchützt.

Er iſt vollſtändig unverletzt geblieben.

Von drüben aus dem Remiſengebäude hört

man etwas wie einen Ausruf, einen zornigen Fluch, dann das Umſtürzen mehrerer Möbel, die raſchen Schritte jemandes, der eine Treppe hinabeilt — dann wird alles ſtill.

Héloiſe iſt unter Schreckensausrufen davongeeilt zu der nächſten Gruppe, die ſie gewahrt.

Man kommt in Bewegung, fragt, läuft durcheinander — Jedermann hat den Schuß gehört.

Der junge General geht blaß, mit geſenktem Kopfe, die Lippen aufeinandergepreßt, der Orangerie zu.

Er hat ſofort begriffen —

Das war die Quittung der Jakobiner für den Pantheonklub.

Er wird ſich die Lehre merken für ſein ganzes Leben. Fanatiker, die man beleidigt hat, darf man nicht ſchonen, ſondern nur vernichten.

Auf der Terraſſe und vor dem Schloſſe läuft alles durcheinander. Das Gerücht von dem Attentat verbreitet ſich in den Sälen, ſprengt die Gruppen auseinander, ſtört die beginnende Heiterkeit des

Soupers, läßt die Musik ihre lärmenden Weisen abbrechen.

„Unglaublich! Ein Mordanfall auf den General —“

„Die Jakobiner gewiß —!“

„Ein Attentat! Diese Blutdürstigen —!“

Barras stürzt auf den jungen General zu, sobald er seiner ansichtig wird.

„Sie sind unverletzt geblieben, General?!“

Ein finsterer Blick des Korsen trifft ihn.

„Durchaus, Bürger Direktor. Sie sehen, unsere republikanischen Gewohnheiten bleiben noch dieselben.“ Er lächelt bitter. „Der Dolch des Harmodius bei dem Gastmahl Hipparchs —“

Barras zuckt die Achseln. Er kann ihm nur einen einzigen Rat geben.

„Reisen Sie sobald wie möglich zur Armee ab!“ —

Bonaparte folgt ihm schweigend.

Er zeigt sich oben im Saale, wo man ihn von allen Seiten umringt. Überall Ausrufe des Zorns, der Entrüstung, der Teilnahme, von denen er allen-

falls annehmen kann, daß ein Drittel aufrichtig gemeint ist.

Die anwesenden Fremden besonders sehen sich bedeutsam an, zucken die Achseln und tauschen flüsternd ihre Bemerkungen aus.

„Ein Mord bei einem Feste —! Und da spricht man von der Befestigung der Republik —!"

„Ist das die Versöhnung der Parteien, die das Direktorium verspricht?"

„Passen Sie auf —! Der Vulkan grollt — Es dauert nicht lange, und er öffnet sich von neuem —!"

Auf Befehl Barras' hat man schleunigst das Remisengebäude und die Gelände dahinter untersucht. Man fand nichts. Die Hintertreppe des Gebäudes führt in einen Garten, dieser stößt an die Seine. Am Ufer findet man noch die Kette des Bootes, auf dem der Mörder entkommen ist.

Von diesem selbst keine Spur.

Auf Héloise fällt kein Verdacht. Ihr Schrecken und ihre Erregung waren zu ungeheuchelt und zu natürlich.

2382464

Vergebens verſuchen Barras und ſeine Kollegen die allgemeine Stimmung wieder herzuſtellen, die Heiterkeit ihrer Gäſte von neuem zu beleben.

Der Schuß Theurilles hat wie ein drohendes Signal der Zukunft alles geſtört.

Die meiſten brechen früher auf, als ſie beabſichtigten. Auch Héloiſe, die, immer noch eine Beute furchtbarer Erregung, ſich ſagt, daß das Verbrechen, zu dem man ſie getrieben hat, nutzlos geblieben iſt — daß die Terroriſten nun nicht einmal ihren Zweck erreicht haben.

Sie ſieht aus wie eine Tote, als ſie, die große Saaltreppe herabkommend, ihrem Lakaien zuwinkt, der nach dem Wagen eilt.

„Madame, es ſcheint, dieſer Schuß iſt in ſehr großer Nähe von Ihnen abgefeuert worden! Sie thun gut, wenn Sie ſich ſobald wie möglich von hier fortbegeben!“ ſpricht auf einmal eine Stimme hinter ihr.

Sie fährt zuſammen. Es iſt Gaſton Valèze, der ſie, wie ſie weiß, den ganzen Abend nicht aus den Augen gelaſſen hat.

Héloiſe zieht die Augenbrauen zuſammen — ſie verſucht ihn auf die frühere Weiſe zurückzuweiſen.

„Mein Herr, wenn ich mich recht erinnere, hatte ich Ihnen verboten, mit mir zu ſprechen —!“

„Trotzdem Sie mir das Leben gerettet haben,“ bemerkt Valèze etwas ſpöttiſch.

„Trotzdem. Betrachten Sie das als eine Kleinigkeit —“

„Den Teufel auch! Sie denken etwas zu philoſophiſch darüber, Madame —“

Die junge Frau, den Kopf zurückwerfend, mißt ihn mit einem langen Blicke.

„Was wollten Sie mir alſo ſagen, mein Herr?“

„Ich wollte Ihnen ſagen, daß ich es von Ihrer Seite ſehr ſonderbar finde, ſich für Leute aufzuopfern, die Sie mit Undank belohnen,“ ſpricht Valèze halblaut, die Arme über der Bruſt kreuzend, „denn daß dieſer Schuß ohne Ihr Mitwiſſen abgefeuert wurde, davon werden Sie mich nicht überzeugen?!“

Héloiſe ſieht ihn ſtarr an — es glüht in ihrem Blick.

„Und wenn es so wäre?! —“ spricht sie leise, fast zischend. „Mögt Ihr wissen, daß ich nur ein Gefühl für Euch alle übrig habe — Verräter! Mörder vom Thermidor —!“

„Aber Ihr Haß ist Wahnsinn! Sie betrügen sich selbst!“ ruft Valèze. „Babeuf und seine Freunde sind nicht das, wofür Sie sie halten — André Theurille verrät Sie, verkauft Sie um einer Hetäre willen, die ganz Frankreich kennt — die aber zu hoch steht, als daß man sie nennen darf —“

Héloise preßt die Hand an den fiebernden Kopf. Da ist er wieder, dieser Verdacht, den schon die anderen ausgesprochen haben —

Sie rafft sich auf.

„Ich will nichts hören,“ spricht sie hastig, die Stufen der Treppe vollends hinabschreitend. „Bringen Sie Ihre Verleumdungen an anderer Stelle an — Ich kenne André Theurille —“

Valèze lächelt höhnisch.

„Ich auch —! Ich weiß, daß er sich fast jeden Abend mit Madame Tallien in ihrer Loge im Theater

Montansier trifft — Das Theater Montansier, sagt Ihnen das nicht genug?"

Die junge Frau, die im Begriff ist, in ihren Wagen zu steigen, hält in der That inne. Valèze, der ihr mit der größten Höflichkeit behilflich ist, ist jetzt in beinahe ebenso großer Aufregung wie sie.

„Ich sage Ihnen, daß André Theurille sich mit Aspasia im Theater Montansier Rendezvous giebt," spricht er beinahe unhörbar leise, „daß ich sie Ihnen unbeobachtet zeigen will, sobald Sie wollen — geben Sie mir nur einen Wink, schreiben Sie mir! — Er ist von der Regierung erkauft, und er wird Sie und Babeuf und alle anderen verraten." —

Héloise antwortet nicht — aber in ihrem Kopfe wühlt und bohrt das nach, als Valèze, sich mit einer tiefen Verbeugung verabschiedend, sie verläßt und in den Saal zurückkehrt, während er dem davonrollenden Wagen mit einem triumphierenden Lächeln nachsieht.

„Nun?" fragt Barras, auf den er im Gedränge der auseinandergehenden und lebhaft diskutierenden Gäste stößt, und der ihn beiseite zieht.

„Die Falle iſt aufgeſtellt, Bürger Direktor. Verlaßt Euch darauf, das Wild wird hineingehen!“

„Ich rechne auf Euch — Hier thut Eile not!“

Viertes Kapitel.

Der Mann in der Maske.

Zwei Tage nach dem Fest in St. Cloud gab es eine fürchterliche Scene im Rat der Fünfhundert. Santerre hatte das Direktorium zur Rede gesetzt über die Art und Weise, wie die Tumulte, die vor dem Hotel Nanteuil stattgefunden hatten, unterdrückt seien — und zum Erstaunen Barras' und seiner Kollegen zeigte sich, daß die Partei der Montagnards in dem neuen Parlament wieder ganz erheblich an Boden gewonnen hatte.

Sie standen alle mehr oder weniger mit Babeuf in Verbindung und verfochten die Interessen des Demagogen, der in seinem Blatte offen aussprach, daß ein Staatsstreich heute oder morgen zu erwarten sei.

„Wir brauchen eine plebejische Vendee!" schrieb

er; „der Schrecken muß gegen alle entfeſſelt werden, die die goldene Million, dieſen ſcheußlichſten Ausſatz auf dem Geſicht der modernen Geſellſchaft, aufrecht erhalten.“

Auf der Tribüne drückte man ſich etwas gemäßigter aus.

„Die Raubwirtſchaft, die das Direktorium mit den Gütern des Landes treibt, muß aufhören —!“ rief Drouet den Miniſtern ins Geſicht.

Und Tallien, der bei ihm ſtand, und der wieder Fühlung mit den Jakobinern ſuchte, die er aufs neue eine Macht werden ſah, ſprach mit ſeinem düſteren Pathos:

„Seit Law hat man in dieſem Lande nicht ein ſolches Syſtem ſchamloſer Bedrückung und rückſichtsloſer Ausſaugung geſehen, wie wir es jetzt mit den Aſſignaten treiben!“

Die Aſſignaten — das war es —

Wenn das Königtum in einen Abgrund geſunken war, der mit Blut angefüllt ſchien, ſo würde das Direktorium vermutlich in einen Abgrund verſchwinden, der mit Papier ausgefüllt war.

In diesem Moment stand der Goldlouis, der im Juni 95 auf tausend Franken Papier gesunken war, der im Oktober eintausendsiebenhundert, im Dezember dreitausend gegolten hatte, auf fünftausendbreihundert. Das heißt, wer im April 1796 noch im Besitz eines Goldlouisdors war, war eine Art Kapitalist — er besaß fünftausenddreihundert Franken.

Die Regierung hatte längst, um sich helfen zu können, zu dem Mittel gegriffen, daß man den Wert der eingezogenen Nationalgüter immer höher veranschlagte, um die maßlosen Emissionen neuer Assignaten einigermaßen zu entschuldigen. Man hatte die Nationalgüter im Jahre 1790 auf eintausendzweihundert Millionen taxiert, im Jahre 92 auf zweitausendzweihundert Millionen, 93 bereits auf drei Milliarden, 94 nach den vielen Konfiskationen auf sieben Milliarden, 95 behauptete Johannot, der Berichterstatter des Komitees der Finanzen, die Güter der Emigranten hätten im ganzen neun Milliarden Wert.

Dabei betrug der wirkliche Wert dieser Güter

damals eintauſendvierhundert bis eintauſendachthundert Millionen.

Und im Umlauf waren in ganz Frankreich nicht weniger als acht Milliarden Aſſignaten, die auf dieſen Realwert gegründet waren.

Das war bis zum Sommer 95. Von nun an gab es kein Halten mehr, denn man mußte Geld ſchaffen um jeden Preis.

Der Konvent fabrizierte vom März bis zum Oktober, wo er abdankte, noch weitere zwanzig Milliarden. Das Direktorium mußte auf der betretenen Bahn weiter. Im Monat Dezember allein wurden für neun Milliarden Aſſignaten fabriziert. Als das erſte halbe Jahr ſeiner Herrſchaft um war, kurſierten in Frankreich circa vierzig Milliarden Aſſignaten, für die kein Menſch eine Garantie wußte, und die ſich täglich mehr entwerteten. Weder die Bauern auf dem Lande noch die Handwerker in der Stadt wollten dieſe Münze nehmen, und da die Guillotine nicht mehr populär war wie 93, hatte die Regierung kein Mittel, ſie zu zwingen.

Dabei ſah man ſich, um nur den notwendigen

täglichen Ausgaben zu genügen, genötigt, mit der Fabrikation des Papiergeldes immer fortzufahren — der Strom, der einmal im Rollen war, konnte nicht mehr aufgehalten werden. Man machte verzweifelte Vorschläge, um neue Werte zu schaffen, die als Unterlage dienen sollten. Bereits im Dezember war der Antrag eingebracht worden, Wälder im Umfang von fünfzehn Millionen zu verkaufen. Es fragte sich nur, wer sie kaufen konnte oder wollte. Man schlug sodann den Verkauf der ehemaligen Güter der Civilliste vor, der Schlösser von St. Cloud, Meudon, Vincennes, der Diamanten der Krone, wovon man den Regenten allein auf sechs Millionen, den Sancy auf vier Millionen schätzte. Man wollte sogar die Gemäldesammlung des Louvre verkaufen, nur um Geld zu schaffen!

Alles das waren natürlich Tropfen auf einen heißen Stein. Das Chaos, vor dem das Direktorium stand, ließ sich nicht entwirren.

Der Tribun und seine Freunde behaupteten, dies System sei eine Plünderung des Landes, der

Ruin ſeiner Zukunft und die Verarmung auf Generationen hinaus.

„Wenn das Königtum gewirtſchaftet hat wie eine Courtiſane," rief er den Direktoren zu, „ſo iſt Euer Syſtem das der türkiſchen Paſchas, die ein Land verwüſten, indem ſie es betreten —!"

In der That, wenn man Vergleiche zog zwiſchen dem vielgeſchmähten Calonne und den Finanzmännern der Republik, konnte man zweifelhaft ſein, wem die Palme der Blamage gebührte.

Alles dies kam in jener Sitzung des Rats der Fünfhundert zur Sprache, in der Santerre offen ſeine Sympathie für Babeuf bekannte und Drouet zum erſten Male öffentlich etliche der ſozialiſtiſchen Maßregeln verlangte, die der Tribun ſeit Monaten in ſeinem Blatte proklamiert hatte.

Barras ſtand wie ein Felſen im Sturm. Er bot allem die Stirn, gab auf der einen Seite nach, um auf der anderen deſto ſchroffer aufzutreten. Er hatte eine um ſo ſchwierigere Stellung, als er in Zwiſt mit ſeinen Kollegen war, mit Rewbell und Carnot, die ſeinem allmächtigen Einfluß entgegen arbeiteten.

Bonaparte war in Italien. Auf ihn konnte man zunächſt nicht zählen.

Barras ſtand in täglicher Verbindung mit Valèze. Er rechnete feſt auf deſſen Verſprechen und wartete mit fieberhafter Ungeduld auf den Erfolg.

Bis jetzt konnte ihm dieſer noch nichts Entſcheidendes mitteilen.

Die Verſchworenen beſchloſſen, durch ihren wachſenden Einfluß in der Öffentlichkeit kühn gemacht, den Ausbruch nicht länger hinauszuſchieben.

Sobald André Theurille zurückgekehrt war, der in St. Denis mit der Anſammlung der Mannſchaften beſchäftigt war, die man aus den nördlichen Departements herbeizog, verſammelte man ſich an einem der erſten Maitage in der Wohnung des Tiſchlers Dufour, der zu den Verſchworenen gehörte, in der Rue Papillon.

Babeufs Wohnung in der Rue Grande-Truanderie war hier nicht weit entfernt, und man konnte in Verbindung mit ihr bleiben.

Anweſend waren Buonarotti, Germain, Drouet, Darthé, Maréchal und Babeuf ſelbſt.

Als der letzte trat André Theurille schweigend ein, indem er stumme Händedrücke mit ihnen austauschte.

„Bürger," fragte Babeuf, sich an seinem Tische erhebend und sich in der Runde umsehend, „Ihr seid also einverstanden, daß der letzte Schritt gethan wird —?"

„Ja, jawohl —!" — „Das Direktorium ist im Rollen, laßt uns ihm den letzten Stoß geben!" — „An die Laterne mit Barras!" schrieen die Verschworenen durcheinander.

„Unsere Vorbereitungen sind beendet, die Dolche der Patrioten sind gezückt, bereit, die Verräter zu treffen — Zweitausend Bewaffnete sind in der Stadt und in der Umgegend angesammelt und erwarten unseren Wink. Die halbe Polizeilegion ist für uns gewonnen, ein großer Teil der Friedensrichter und Beamten handelt mit uns im Einverständnis. Ihr seht also, unsere Kräfte sind ausreichend, um das Werk zu beginnen!"

„Und wie soll es geschehen?" fragte Drouet, mit dem Griff der Pistole spielend, die er im Gürtel trug.

„Eine Proklamation an das Volk von Paris —“

„Dann müſſen die Proſkriptionsliſten im Stadthaus angeſchlagen werden!“ — rief Darthé ungeſtüm. „Alle, die am Thermidor die Patrioten verraten haben, werden verhaftet, ihre Häuſer konfisziert, und die Armen darin einquartiert!“

Theurille warf ihm einen Blick zu —

Er war ſicher, daß dieſer Mann, der beim Proſkribieren der erſte war, beim Kampfe der letzte ſein würde.

Babeuf ſchüttelte unzufrieden den Kopf.

„Bürger Darthé, Deine Meinung iſt gut, aber wir müſſen damit im Anfang noch zurückhalten. Die große Maſſe der Gleichgültigen und Lauen würde abgeſchreckt werden, wenn wir ſofort ſtrenge Maßregeln ergreifen. Laßt uns unſer Hauptaugenmerk darauf richten, die Truppenmacht unſchädlich zu machen, die Barras und ſeine Complicen in der Stadt angeſammelt haben. Wir kommen ihnen gänzlich unerwartet, und eine Überrumpelung iſt daher leicht —“

Er wühlte in den Listen, die er vor sich liegen hatte.

„Hier sind eintausendzweihundert Mann, die in Vincennes und in den Dörfern der Umgegend liegen, sechshundert Mann, die sich in der Morgenfrühe im Cabaret ‚Zum roten Löwen' vor den Thoren des Lagers von Grenelle einfinden; fünfhundert Mann, die der Bürger General Rossignol führen wird, kommen in der Nacht in den ehemaligen Schuppen der Intendantur zusammen und rücken gegen den Luxemburg, um sich der Personen der Direktoren zu bemächtigen —"

„Besonders Rewbells — haltet Euch an Rewbell!" rief Drouet dazwischen, „das ist der einzige, der Energie zeigen wird! Carnot ist ein Pedant — Larévellière ein Schwätzer —"

„Sodann die Proklamationen, die schon gedruckt vorliegen —"

„Das Lager von Grenelle — da liegt die Schwierigkeit! Diese Troupiers, die da liegen, sind verwöhnt vom Direktorium und fast alle aus dem Norden und Westen hergeschickt —"

„Sie werden es nicht wagen, auf das Volk zu schießen," rief Babeuf entrüstet; „sie werden nicht wagen, was der Tyrann Capet und die Gironde nicht gewagt hat —!"

„Hm, denkt an den Vendémiaire," bemerkte Drouet, „Bonaparte hat es doch gewagt —"

„Bonaparte ist fern, wir brauchen ihn nicht zu fürchten. Nein, Freunde, ich habe besseres Zutrauen zu jenen Kindern des Volkes, die man in bunte Röcke gesteckt hat — Redner müssen sie an ihre Pflichten gegen das Vaterland erinnern, Frauen müssen ihnen Bürgerkronen und Erfrischungen anbieten. Greise sollen sie anreden, um sie zu mahnen, mit uns die Freiheit des Volkes zurückzuerobern — Verlaßt Euch darauf, sie werden uns folgen!"

Babeuf sprach das mit glänzenden Augen, die Hand vorgestreckt. Er zweifelte nicht an dem, was er sagte.

Er sah noch die Tumulte von 93 vor Augen, er glaubte, jene Zeit werde wiederkehren, in der man sich am Lärm der Straßen und an seinen eigenen Worten berauschte.

„Und der Zuzug von Vincennes?“ fragte Germain. „Du weißt, Bürger Tribun, daß das eigentlich die Hauptſache iſt.“

„In der That,“ rief Babeuf, ſich wieder beſinnend, „dieſe ſind dazu beſtimmt, die Hauptplätze der Stadt, vom Châtelet anfangend, zu beſetzen und jeden Widerſtand, der ſich etwa regt, ſofort zu erſticken —! Bürger Theurille, wir haben Dir die Führung dieſer Truppe beſtimmt. Eine rote Fahne, die einer der Unſerigen am Kirchturm von St. Euſtache aushängen wird, giebt Dir das Signal, daß Du in die Stadt einrücken kannſt.“

Zum erſten Mal, ſeit er eingetreten war, hob André Theurille den Kopf und ſah ſich in der Runde um. Ein bitteres Lächeln lag auf ſeinen Lippen.

„Ihr vertraut mir alſo, trotz meines Mißgeſchicks von neulich —?“ fragte er.

„Wir wiſſen, daß das nicht Deine Schuld war. Wenigſtens hat Deine That ſoviel bewirkt, daß Bonaparte früher abgereiſt iſt, als beſtimmt war — und das war von großem Wert für uns.“

„Ich glaube auch,“ murmelte Drouet.

„Du wirſt alſo das Kommando in Vincennes übernehmen, der Bürger Germain wird den Angriff auf das Lager von Grenelle führen — Wir anderen werden uns des Morgens um acht in meiner Wohnung verſammeln —“

Babeuf ſann einen Augenblick nach, dann ſprach er langſam und dumpf:

„Es iſt heute der 17. Floréal. Am 20. Floréal, dem 10. Mai, wird die Republik frei, und der Schatten Robespierres gerächt ſein!“

Es entſtand eine allgemeine Pauſe.

Und ſeltſam klang die Unterbrechung, als André Theurille, ohne den Tribunen anzuſehen, ohne ſich von ſeinem Flecke zu rühren, fragte:

„Und dann?“

„Und dann?!“ wiederholte Babeuf erſtaunt, während die anderen den jungen Mann betroffen anblickten, „die Frage iſt ſeltſam — Du weißt doch, Bürger Theurille —“

Theurille ſah ihn ſtarr an, ohne zu antworten.

„Die unterdrückte Konſtitution von 93, das iſt unſer nächſtes Ziel — dann die Abſchaffung der

Vorrechte des Reichtums, die Herstellung der wirklichen Gleichheit —"

„Gleichheit!" murmelte der junge Mann fast unhörbar, so daß niemand der Umstehenden es hörte, „und auf diese Weise wollt Ihr das erreichen?"

Die Worte Bonapartes tönten immer noch vor seinen Ohren — jene Worte, die er nie vergessen konnte: „Ihr seid nicht das Land — Ihr seid nicht das Volk. Ihr täuscht Euch, und Ihr täuscht die Welt."

„Dein Benehmen ist sonderbar, Bürger Theurille. Wenn wir nicht —"

„Verzeih," sprach Theurille, sich emporraffend, „ich weiß ja, um was es sich handelt! Mein Kopf war mit anderem beschäftigt, Bürger Tribun. Also, ich werde mich mit Morgengrauen in Vincennes vor der Schloßwache einfinden — ich erwarte dann Euer Signal —"

„Und sei pünktlich. An Dir liegt die Hauptarbeit."

Theurille nickte.

Sein Atem ging schwer und unregelmäßig, in seinem Blick lag etwas Verstörtes.

Es war ihm in dieſen Tagen, wo er das Werk vollenden mußte, an das er nicht mehr glaubte, wo er die Kataſtrophe immer näher kommen ſah, als fühlte er förmlich, wie das Schickſal über ihn hinwegrollte. Er erſchien ſich wie ein Verurteilter, der nicht mehr gefragt wird, der nur noch die Aufgabe hat, ſich zu betäuben, die Augen zuzumachen, um nichts mehr zu ſehen.

Er konnte ſeine Genoſſen nicht im Stich laſſen. Er konnte ſeine ganze Vergangenheit nicht verleugnen.

Und doch glaubte er nicht mehr an ſie.

Dazu kam, daß er ſeit drei Wochen, ſeit dem Tage des Feſtes im Parke von St. Cloud, ohne jede Nachricht von Héloiſe war.

Sie zürnte ihm, daß er ſie zu etwas gezwungen hatte, wovor alles in ihr zurückbebte — er wußte es, und er hatte doch nicht anders handeln können.

Wenn er etwas bereute, war es, daß ſein Verbrechen nutzlos geblieben war.

„Die Ariſtokratin!“ — dachte er mit einem bitteren Lächeln bei ſich, „die Erbſchaft des Blutes,

die ſich nie verleugnet! Im Salon die Notwendigkeit der Revolution deduzieren und für Rouſſeau und Mably ſchwärmen, o, das iſt ſehr hübſch —! Aber unſere Arbeit, der Kampf und die Straße —"

Es ſtürmte alles auf ihn ein.

Er wünſchte oft, es wäre alles zu Ende. Und doch hatte er ein wahres Grauen vor dem Siege ſeiner Genoſſen, ihm ahnte, daß dann eine Anarchie beginnen würde, die alles Vorhergehende übertreffen würde.

Die Verſchworenen trennten ſich mit einem letzten Händedruck.

„Auf Wiederſehen vor dem Stadthaus am Morgen des 10. Mai —!" rief Babeuf.

Und Drouet fügte hinzu:

„Als Sieger oder Beſiegte! Mit den Trophäen des Luxemburg oder auf dem Wege zur Barriere —!"

Es lag wieder Thermidor-Luft über Paris. Theurille fühlte das mehr als ein anderer. Aber damals an dem Tage des Gigantenkampfes, als der Rieſe unterlag, und die Pygmäen ſiegten, da war er noch friſch und begeiſtert geweſen, da hatte

er geglaubt an die Sache ſeiner Partei und ſeiner Idole —

Während jetzt — Er ſeufzte tief auf.

Als André Theurille nach Hauſe kam, fand er auf ſeinem Tiſch ein Billet vor, deſſen parfümierter Inhalt, und deſſen kleines, goldgerändertes Siegel auf eine Frauenhand zu deuten ſchien.

Er brach es haſtig auf und las.

„Eine Freundin, die ſich mit André Theurille zu verſöhnen wünſcht, bittet ihn, übermorgen abend nach elf Uhr ins Theater Montanſier zu kommen. Er wird dort wichtige Aufſchlüſſe erhalten.“

Theurille ſtand einen Moment ſchweigend da.

Von Héloiſe, ohne Zweifel. Sie bereute ihr Benehmen, wollte ſich wieder mit ihm ausſöhnen.

Es war zwar nicht ihre Handſchrift, aber das beſagte nichts. Sie hatte ihm ſchon öfters durch eine dritte Hand ſchreiben laſſen, weil ſie mit ihren Korreſpondenzen vorſichtig ſein mußte.

Lebhaft erregt, beſchloß er auf alle Fälle hinzugehen. Wenn er um elf da war, hatte er von Mitternacht an noch Zeit, den zwei Stunden weiten

Weg nach Vincennes zurückzulegen, um auf ſeinem Poſten zu ſein.

Ungefähr um dieſelbe Tagesſtunde empfing Héloiſe von Savigny einen Brief, der Gaſton Valèze unterzeichnet war, und worin er ſie aufforderte, am 9. Floréal abends um elf ins Theater Montanſier zu kommen, um ſich zu überzeugen, mit wem André Theurille ſeine Nächte verbringe.

Sie beſchloß zuerſt, den Brief zu zerreißen, dann, damit zu André zu eilen — dann, ihn noch einmal für ſich zu leſen, und ihn wieder und wieder zu leſen.

Den ganzen Tag verbrachte ſie in ſchrecklicher Unruhe.

Am nächſten Morgen erhielt ſie ein Schreiben Babeufs, der ihr die letzten Verabredungen der Verſchworenen mitteilte, ſie ermahnte, am Morgen des 10. Floréal zu Hauſe zu bleiben und, wenn möglich, ihren Bekannten, den Herzog von Lanjuinais, zu empfangen und bei ſich feſtzuhalten, indem es für ſie wichtig ſei, die Reiterei der Nationalgarde wenigſtens in Unbeweglichkeit zu wiſſen.

Das Netz, das Barras und dem Direktorium über dem Kopf zuſammenſchlagen ſollte, war alſo aufgeſpannt.

Jetzt war Héloiſens Entſchluß gefaßt. Sie mußte wiſſen, ob André Theurille ein Verräter war oder nicht — ob er ſie und Babeuf und alle anderen betrog und bei der Tallien einen Dank dafür fand, den ſie, wie man ſagte, ſchon vielen gewährt habe.

Ohne ihren Wagen anſpannen zu laſſen, fuhr ſie an dem beſtimmten Abend in einem gewöhnlichen Fiaker, das Geſicht von einem dichten Schleier verhüllt, nach dem Theater Montanſier.

Das erſte Geſicht, auf das ſie da traf, als ſie in fieberhafter Erregung, faſt ohne ſich umzuſehen, die Treppe hinaufeilte, war das Gaſton Valèzes.

„Ah, Sie ſind alſo gekommen, Madame! Ich werde Sie überzeugen, daß ich die Wahrheit geſagt habe. Folgen Sie mir!“

Héloiſe folgte ihm langſam, mit aufeinandergepreßten Lippen, die Augen ſtarr vor ſich hin gerichtet. Sie hatte ſich nicht überwinden können,

ihm ihre Hand zu reichen, ſo groß war ihre Verachtung gegen dieſen Menſchen.

Indes hatte ſie ſeine Führerſchaft nötig in dieſem Menſchengewühle.

Das Theater Montanſier war eines der unſolideſten dieſer unſoliden Republik, die anfing, nicht bloß Athen, ſondern auch Capua und Sybaris zu werden. Am nördlichen Ende des Palais Royal gelegen, ſchien es von der Glutatmoſphäre angeſteckt, die das Gomorrha von Paris nach allen Seiten ausſtrahlte. Die ausgelaſſenſten Poſſen, die gewagteſten Pantomimen wurden hier gegeben, und während der Boden unter ihren Füßen wankte und zitterte, gingen hier die „Adoniſſe“ des neuen Athens, die Phrynen und Sykophanten, die Kleons und Ariſtophanes' — nur Demoſthenes hätte man vergeblich geſucht.

Eine wahre Börſe des Vergnügens, das Foyer und die Gänge dieſes Theaters! Bekannt iſt die Spiegelgalerie hier, die hinter den Logen läuft, und wo man alles verfolgen kann, was in dieſen vorgeht. In den deckenhohen Spiegeln, die von weißen

Kameen eingefaßt ſind, beſteht ſich alles, was Paris an Flaneurs, Ausſchweifenden, Müßiggängern, Courtiſanen, aufgeblaſenen Nichtigkeiten, und protzenhaftem Reichtum hat. Beim Geflimmer der Kerzen, unter dem Rauſchen der Muſik, die leiſe von unten heraufſtönt, bauſchen ſich all dieſe geputzten Eitelkeiten, die, unbekümmert um die Tragödie vor der Thür, ihr nichtiges Geſchwätz fortſetzen.

„Geſtehen Sie ſelbſt, Volange iſt ein göttlicher Schauſpieler! Die Art und Weiſe, wie er den Vertriebenen aus dem Paradieſe ſpielt —“

„Aus dem Paradieſe — Das iſt ein Wort! — Das Paradies hinter zwei ſeidenen Vorhängen —“

„Und würden Sie die Engel wo anders ſuchen, Bürger?“ wendet ſich der Incroyable, der zuerſt geſprochen hat, lächelnd zu ſeinem Hintermann, indem er ſeine weißen Zähne, ſeinen hübſchen blonden Schnurrbart zeigt.

„Still, da iſt Henrion!“

„Ah, ah, Henrion —“

Man zeigt auf einen kleinen brünetten jungen Mann, der am Eingang einer Loge ſteht, von ver-

ſchiedenen jungen Damen umringt, die gewiß niemals eine Stelle in den Acta sanctorum verdient hätten. Das iſt Henrion, der Poet dieſes Ortes, der dieſe Nymphen beſungen hat, und der eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat — im Palais Royal und in der Umgebung.

„Wiſſen Sie, Bürger, daß man von einer Verſchwörung ſpricht? Das Direktorium ſoll aufgelöſt werden!“

„Te, te, Gaſton, laß Dich nicht auslachen! Wir leben nicht mehr zur Zeit des Schreckens, wo man jeden Morgen eine Verſchwörung zum Frühſtück ſerviert bekam.“

„Es iſt aber doch etwas daran. Seit etlichen Tagen ſind die Poſten an allen öffentlichen Gebäuden verdoppelt worden —“

„Es heißt, die Jakobiner haben den Luxemburg unterminiert —“

„In der Umgegend ſoll ſich allerlei verdächtiges Geſindel zuſammengefunden haben —“

Héloiſe hörte flüchtig auf das Geſchwätz und Geflüſter der Menſchen um ſie herum.

Auch in dieſer Welt des Vergnügens, des Luxus, der gedankenloſen Ausſchweifung hörte man es alſo, das Grollen des Gewitters, das dem Ausbruch nahe iſt.

Als ſie im Begriff iſt, mit Valèze die Treppe zum zweiten Rang der Logen emporzuſteigen, macht ſie Halt. Sie bemerkt eine Erſcheinung, die ihr ſeit einiger Zeit beſtändig zu folgen ſcheint, einen Mann in einfacher dunkler Tracht, mit einer ſchwarzen Halbmaske vor dem Geſicht, wie man ſie hier in dieſer Sphäre der galanten Abenteuer zuweilen trägt.

„Wer iſt das da?“ fragt ſie ihren Begleiter.

Dieſer ſieht ſich flüchtig um.

„O das — Das iſt ein Bekannter von mir —“

Er antwortet nicht weiter. Sie hat auch keine Luſt weiter zu fragen.

Es iſt alles ſo ſchwer und wüſt in ihr. Es kommt ihr vor, als ob man ihre Seele zerſchlagen hätte, als ob man ſie gezwungen hätte, alles zu thun, was ihre Empfindung empörte. Ihr früheres Leben ſcheint ihr trotz allem, was ſie durchgemacht hat,

ein harmloſes Idyll im Vergleich zu dem Chaos der letzten Zeit, den Pöbelmaſſen, die ſie auf der Straße geſehen hat, und unter die ſie ſich miſchen ſoll — und dabei immer die Furcht vor dem, was kommen wird.

In alledem war die Liebe zu André der einzige Stützpunkt ihres Weſens. Und nun ſoll ſie erfahren, daß dieſer ſie mit einer anderen betrügt und verrät.

In dem Moment, als ſie mit Valèze die Treppe zum zweiten Rang hinanſteigt, betritt André Theurille den nordöſtlichen Flügel des Gebäudes, der nach der Paſſage du Perron führt.

Er iſt in braunem Überrock; die Kokarde am Hut, die er morgen anlegen wird, iſt noch halb verborgen; im Gürtel, über den er das Gewand geknöpft hat, fühlt er zwei Piſtolen, treue Begleiter von den Feldzügen im Süden her.

Er ſieht ſich um. Jeden Augenblick erwartet er, Héloiſe zu begegnen, ihre Stimme zu hören — ſich mit ihr auszuſöhnen, bevor er dem verhängnisvollen Moment entgegengeht.

Aber er begegnet niemand. Das Vestibule, die Foyers liegen verlassen, die Logenthüren sind geschlossen; man spielt gerade auf der Bühne, und das Publikum ist sämtlich im Saale versammelt.

André Theurille steigt die Treppe zum ersten Rang hinan — Auch hier niemand.

Sollte das ein Irrtum sein? Er fühlt den Brief, den er in der Tasche trägt.

Da öffnet sich, während er langsam und sinnend den Korridor entlang geht, der am Ende mit einem prächtigen deckenhohen Spiegel geschmückt ist, dicht neben ihm die Thür einer großen Loge.

Er wendet sich blitzschnell um.

Eine Frauengestalt in einer langen rosa Robe, den Fächer in der juwelengeschmückten Hand, auf den Schultern Agraffen von Kameen, die auf ihn zugeht, ihn mit einem Lächeln bewillkommnet.

„Madame Tallien!“

„Ah, Sie kommen also doch, Bürger Theurille! Ich habe Sie erwartet — erwartet, wie man nur

einen Gegner, den man versöhnen will, erwarten kann."

Er starrt noch immer dies strahlend schöne Frauenbild an, als wäre es der Tod selbst, dem er ins Angesicht sähe.

„Ihr?! Ihr habt mir geschrieben, Bürgerin?"

„Aber wer denn sonst —? Ich wollte Euch sprechen — Euch schelten, denn Ihr habt Euer Wort im Tivoli nicht gehalten —"

Sie sieht ihn unter den gesenkten Wimpern herauf an — der Fächer bleibt in leise rauschender Bewegung.

Die Thür der Loge ist fortwährend offen — Man sieht da in den Zuschauerraum hinein, auf die Menge, die dort versammelt ist.

„Ihr — Ihr kommt hierher, um mich zu sprechen? Und in diesem Moment?" entfährt es Theurille, dessen Auge wild aufleuchtet.

Er denkt daran, was morgen vielleicht schon aus dieser Frau geworden ist.

Madame Tallien lächelt.

„Es scheint Euch wirklich sehr in Erstaunen

zu ſetzen! Aber tretet doch ein — es plaudert ſich hier beſſer —"

Sie zeigt auf den Diwan ihrer Loge. In dieſem Moment fällt klirrend etwas auf die Erde.

„O weh, mein Armband —"

Mit einer inſtinktiven Gebärde hat ſich Theurille raſch gebückt, um es ihr aufzuheben. Sie legt mit einer vertraulichen Bewegung die Hand auf ſeine Schulter.

„Ich danke Euch, Bürger! Es ſcheint alſo, Ihr findet doch zu Zeiten Eure frühere Galanterie wieder — ſo ſehr man mir auch das Gegenteil verſichert hat — Aber ſetzt Euch doch!"

Sie ſendet dabei einen Blick oben in den Zuſchauerraum des zweiten Ranges hinauf — ſie bemerkt da die beiden Geſtalten, die ſich entfernen. Es iſt alſo gelungen.

Dieſe ganze Scene iſt mit Barras und Valèze abgekartet. Man hat ſie bewogen, André Theurille in dies Theater, womöglich in ihre Loge, zu locken, um Héloiſens Eiferſucht zu reizen.

André Theurille hat eine halbe Ahnung der Falle, in die man ihn gelockt hat.

Er tritt zwei Schritte zurück, und mit einem verächtlichen Lächeln ſpricht er:

„Unmöglich, Bürgerin! Ich will wünſchen, daß wir uns hier durch Zufall begegnet ſind — denn mit meinem Willen wäre es nimmermehr geſchehen.“

Dann ſtürzt er fort, ohne auf ihre letzten Worte, ihre Blicke mehr zu achten.

Aspaſia kann beruhigt ſein. Das, was ſie wollte, iſt ſchon geſchehen.

Oben eilt Héloiſe, die, mit Valèze in dem Zwiſchengang der Logen ſtehend, die ganze Scene zwiſchen André und der Tallien, die vertraulichen Geſten, die Blicke beobachtet hat, in furchtbarer Erregung in das Foyer hinaus.

„O, der Nichtswürdige! Alſo wahr, doch wahr! Wenn ich es nicht mit eigenen Augen geſehen hätte —!“

Sie beißt die Zähne aufeinander, es iſt ihr, als ob eine glühende Flut vor ihren Augen aufſtiege,

ihr Gehirn, ihre Gedanken versenge — sie wie im Fieber fortreiße.

„Nun, habe ich recht gehabt?“

Héloïse ergreift jetzt die Hand dieses Menschen, der sich vertraulich an ihre Seite drängt, und schüttelt sie, als wollte sie ihn wegzerren von diesem Orte.

„O, nur zu recht —! Ihr hattet recht, tausendmal recht —“

„Und darf ich hoffen, daß Sie jetzt anders über mich denken, Madame?“ fragt Valèze mit seiner Stimme, die einen so einschmeichelnd leisen Klang haben kann.

Die junge Frau starrt ihn an, ohne eigentlich zu wissen, was er sagt.

Hinter ihr taucht die Erscheinung jenes Mannes in der Maske wieder auf, der sie nicht aus den Augen läßt. Er giebt Valèze einen Wink mit den Augen.

Sie steigen wieder die Treppe zum ersten Rang hinab.

„Und ihm hätte ich mich beinahe aufgeopfert — hätte seine Pläne unterstützt! — Der Elende —!“

„Sprecht nicht so laut —!“ Valèze stößt die Thür eines kleinen Zimmers auf, das am Ende des Korridors liegt — es ist das Vorzimmers des Probesaales der Schauspieler. „Kommt hierher — man hört uns da überall.“

Héloise sinkt erschöpft, fiebernd, die Hand gegen die Augen gedrückt, auf einen Diwan.

Sie sieht, daß der Unbekannte auch mit eingetreten ist.

„Aber was will —?“

Valèze antwortet nicht. Er stellt sich vor sie hin und die Arme über der Brust kreuzend, spricht er mit einem höhnischen Lächeln:

„Nun, haben Sie gesehen, was an der Treue von André Theurille ist? Den einen bezahlt man mit weißen Billets, den anderen mit Liebesschwüren und zärtlichen Blicken — André Theurille steht schon lange in unserem Solde —“

„Ah — Und die Verschwörung —?!“

Valèze lacht.

„Elle est bien bonne! die Verschwörung —!

Er hat uns noch heute morgen seine Notizen darüber gemacht."

Der Unbekannte erhebt sich.

„André Theurille hat heute morgen noch diesen detaillierten Bericht in Chiffren an Carnot gesandt," spricht er langsam, ein weißes Blatt hervorziehend. „Sie sind von ihm verraten und betrogen, Bürgerin. Wir sind über alles unterrichtet!"

Die Stimme dieses Mannes klingt eigentümlich — dumpf und etwas gebrochen, als ob er sie verstelle.

Héloise wirft einen irren Blick auf das Papier — Sie glaubt sich von allen Seiten verkauft —

„Wie? Daß die Verschworenen morgen schon losschlagen wollten —? Daß man sich in der Wohnung Babeufs versammeln wollte?" ruft sie mit fast erstickter Stimme.

„Morgen —!"

Valèze hat Mühe, seine Selbstbeherrschung zu wahren. Er tauscht einen Blick mit dem anderen aus. Dieser fängt an hastig ein kleines Carnet, das er hervorzieht, an der Tischecke zu beschreiben.

„Morgen, jawohl. In der Wohnung Babeufs — beim ehemaligen Auguſtinerkloſter?“

„Aber nein, Rue Grande Truanderie 21. Um acht Uhr —“

„Ganz richtig,“ fährt Valèze haſtig fort. „Man wollte dann den Luxemburg blockieren —“

„Nicht doch —! Das Stadthaus iſt ja das nächſte Ziel. Die Truppen von Vincennes ſollten durch die Porte Bagnolet —“

Héloiſe hält auf einmal inne — Es iſt in dieſem Moment, als träte die Erkenntnis deſſen, was ſie thäte, vor ihre Augen —

„Mein Gott, mein Gott — aber was thue ich denn da?“ ruft ſie, ſich mit faſt irren Blicken umſehend.

Der Unbekannte hat ſich erhoben — Er legt ihr die Hand auf die Schulter.

„Parbleu, Bürgerin, das Bewußtſein, dem Vaterland einen guten Dienſt zu leiſten, muß Sie tröſten in dieſem Moment,“ ſpricht er mit einer Art Bonhomie. „Alſo, Sie ſagten —?“

„Die Namen — Sagen Sie uns die Namen!“

drängt Valèze. „Wer ſind die Leute, die ſich in Babeufs Wohnung einfinden —?“

„Germain, Buonarotti, Darthé — dann Drouet, glaub' ich —“

„Drouet, der Königsmörder —? Fahren Sie fort, das iſt eine intereſſante Liſte.“

Es liegt eine ſolche Ironie in dem liebenswürdig ſanften Tone, mit dem der Mann in der Maske das ſagt, daß Héloiſe plötzlich aufſteht.

„Wer ſind Sie?“

„Fahren Sie fort! Jetzt brauchen wir nur noch die Notizen über André Theurille.“

Héloiſe faßt ſich an den Kopf.

„Über André Theurille —?! Ich denke — Sie wiſſen —?!“

Der Unbekannte erhebt ſich und macht ihr mit dem höflichſten Lächeln eine Verbeugung.

„Gewußt haben wir gar nichts, meine Gnädige! — Sie ſelbſt waren ſo liebenswürdig, uns alles Erforderliche zu liefern.“

Er wendet das Blatt raſch um, das er ihr vorhin gezeigt hat.

Es ist vollständig leer.

Héloise fühlt sich einer Ohnmacht nahe. Sie sieht es wie einen Abgrund vor sich öffnen. — Sie sieht, in welche Falle man sie gelockt hat.

Jetzt ist es zu spät. Sie hat alle ins Verderben gestürzt.

Und mit krampfhafter, fast schreiender Stimme ruft sie, Valèzes Arm ergreifend und ihn schüttelnd:

„Im Namen des Himmels, wer ist dieser Mann?"

Valèze schweigt.

Jener nimmt die Maske ab. Es ist Paul Barras der sie ruhig, mit einem kalten Lächeln betrachtet.

Sie hat ihrem ärgsten Feinde die Verschwörung verraten.

Halb besinnungslos fällt sie in die Kissen des Diwans zurück.

Der allmächtige Direktor wirft ihr einen Blick zu, der selbst in diesem Moment noch verrät, wie sehr er für blonde Haare und weiße Formen empfänglich ist.

Aber das ist nur ein Moment.

Er ſchleudert die Maske in eine Ecke des Zimmers, reißt haſtig ein paar Blätter aus ſeinem Notizbuch und ſpricht mit Valèze.

„Jetzt gilt es handeln — Keine Minute darf mehr verſäumt werden —! Hier, Befehl an die Kommandantur — an den Polizeipräfekten — an den Kommandanten von Vincennes —! Die Truppen in der Kaſerne von Maubeuge ſollen ſogleich unter Waffen treten —"

Er ſieht auf ſeine Uhr.

„Es iſt halb eins. Ich eile ſogleich aufs Stadthaus — Sie beſorgen hier dieſe Papiere —"

Er iſt jetzt ein ganz anderer — ſeine Miene, ſeine Augen, ſein Ausdruck ſind völlig verändert. Der Mann vom 9. Thermidor kommt wieder zum Vorſchein.

„Nun, Gracchus Babeuf, jetzt wollen wir ſehen, wer das Spiel gewinnt —!"

„Und Madame?" fragt Valèze, die Papiere zuſammenraffend, indem er auf Héloiſe zeigt.

Barras zuckt die Achſeln.

„Laſſen wir ſie hier —! Aber wohlverſchloſſen

und verriegelt —! Sie darf sich bis zum Mittag nicht rühren.“

Sie eilen fort, indem sie die Thür des Zimmers doppelt verschließen und nichts zurücklassen als ein ohnmächtiges, verzweifeltes, hilfloses Weib — so glaubten sie wenigstens.

Fünftes Kapitel.

Ein Weib.

In dem Moment, als Barras vor dem Portal des Theaters in den Wagen ſtieg, der ihn nach dem Stadthaus brachte, hatte er einem der Huiſſiers, die dort ſtanden, einen Auftrag gegeben, mit dem dieſer ſich ſchleunigſt entfernte.

Valèze, der das ſah, fragte ihn:

„Wollen Sie das Kommando von Verſailles benachrichtigen?“

Der Direktor ſieht ihn mit einem eigentümlichen Blick an — dann ſpricht er langſam:

„Nein, es handelt ſich um etwas anderes! — Hören Sie, lieber Freund, wenn Sie des Morgens um ſechs Uhr an der Porte Maillot vorbeikommen,

fragen Sie, ob der Jäger von Marly schon in die Stadt gekommen sei — und lassen Sie mir die Antwort zukommen."

Valèze nickt. Er glaubt, es handelt sich um eine militärische Ordre.

Er sollte erst später begreifen, welchen Sinn diese Worte haben — — —

Héloïse lag auf dem Diwan des kleinen Zimmers hingestreckt im Zustand jener wütenden, ohnmächtigen Verzweiflung, die sich betäuben möchte, die sich vor dem Klopfen des eigenen Herzens, vor den Regungen der eigenen Gedanken fürchtet.

Verloren, alles verloren —! Und durch ihre Schuld — Durch eine abscheuliche Falle, in die man sie gelockt hatte.

André Theurille war schuldlos. Wenn sie ihn jetzt wenigstens noch retten könnte —

Bei diesem Gedanken sprang sie in die Höhe. Ihre Energie erwachte von neuem. Diese Frau gehörte zu denen, die von Gefahr und Unglück gelernt haben —

Von hier entkommen, die Verschworenen benach-

richtigen, ehe es Tag wurde, und mit André entfliehen —

Aber man hatte sie eingeschlossen, sie war vielleicht bewacht, wenigstens hörte sie Schritte, die auf dem Korridor hin und her gingen, die allerdings um Mitternacht aufhörten. Der Theateroffizial, den Barras beauftragt hatte, vor der Thür Wache zu halten, schien es nicht für nötig zu halten, auf eine Frau, die doppelt eingeschlossen ist, viel acht zu geben.

Héloise stürzte ans Fenster. Die Entfernung vom Pflaster war nicht hoch — Man war im ersten Stockwerk, unter ihr an der Seitenfront befanden sich zwei Karyatiden, die einen Balken trugen, den man als Stütze benutzen konnte.

Aber sie mußte etwas haben, um daran hinabzugleiten, und rasch, so lange es noch dunkel war, ehe der frühe Maimorgen begann.

Sie blickte verzweifelt umher.

In diesem Moment entsann sie sich einer Scene, als sie vor dem 9. Thermidor in den Madelonnettes zusammen mit der Herzogin von Uzès eingesperrt

war. Die beiden Frauen hatten eines Morgens vom Fenſter ihrer Zelle aus die Entfernung aufs Pflaſter geſchätzt und dabei verſuchsweiſe ihre Betttücher zuſammengebunden, ob man an ihnen etwa entkommen könnte. Es blieb indes bei der Probe.

Ein Bett ſtand hier nicht — aber —

Mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung riß Héloiſe die Vorhänge vom Fenſter ab, knüpfte ſie zuſammen, band ſie an den Fenſterhaken und ließ ſich vorſichtig daran herab.

Sie gelangte glücklich auf den Stützbalken, von da, nachdem ſie ihr Rettungsſeil nochmals um einen Knauf geſchlungen hatte, auf die Straße herab.

Oben hatte niemand ihre Flucht bemerkt.

Es war Halbdunkel, der Morgen begann bereits zu dämmern.

Die junge Frau blieb einen Augenblick mit klopfendem Herzen unter dem eiſernen Schutzdach des Theater-Portals ſtehen.

„Jetzt nach Vincennes, André warnen, daß er ſich nicht der Porte Bagnolet nähert!“

Wagen gab es um dieſe Stunde nicht, alſo zu Fuß —

Héloïse wollte gerade über die Straße ſchlüpfen, als um die nächſte Ecke auf einem großen Karren lärmend und geräuſchvoll ein Trupp Menſchen gefahren kam, der vor dem Theater Halt machte.

Die junge Frau hatte gerade noch Zeit ſich hinter einem Pförtchen zu verbergen, das neben dem Schauſpielereingang ſich befand und in einen leeren Hof führte.

Jene begannen geräuſchvoll abzuladen, was ſie mit ſich führten. Es waren Maſchiniſten und Arbeiter, die Dekorationen und Couliſſen hereinſchleppten.

Heloiſe verharrte in ihrem Verſteck in Todesangſt, daß irgend ein Zufall ſie entdecke — Dabei drängte die Zeit.

Die Arbeiter beeilten ſich durchaus nicht. Es dauerte ein, zwei Stunden, ehe ſie fertig waren, worauf ſie mit ihrem Vehikel raſſelnd abzogen.

Die junge Frau ſah das Feld frei. Auf dem Kirchturm von St. Euſtache ſchlug es vier Uhr in dieſem Moment.

„Mein Gott, mein Gott, wenn ich zu ſpät komme — Wenn André ſchon aufgebrochen wäre —“

Das war die Angſt, die ſie folterte. Sie hatte jetzt nur noch den einen Gedanken, ihr Verbrechen zu ſühnen — zu ſterben für ihn, wenn ſie ſich nicht mehr mit ihm retten konnte.

In den benachbarten Stadtteilen begann ſchon das Leben wieder zu erwachen, mit ſeinen dumpfen, regelmäßigen Accorden, als habe noch niemand eine Ahnung davon, was dieſer Tag für Paris zu bedeuten habe.

Bis zum Faubourg du Temple fand Héloiſe den Weg. Dort hörte die Stadt auf. Sie ſtand ratlos, denn ſie wußte nicht, welchen Weg ſie einſchlagen ſollte. Sie war früher nach Vincennes gefahren — ja, im Wagen, ohne ſich um den Weg, um die Gegend zu kümmern — in vornehmer Geſellſchaft, die ſich zu erhaben dünkt, um auf Land und Volk einen Blick zu werfen.

Wie die Königin, die, als ſie mit dem König nach Varennes entfliehen wollte, niemand fand, der in der nächſten Nähe der Tuilerien die Stadt kannte, und deren Abreiſe ſich dadurch um zwei verhängnisvolle Stunden verzögerte.

Héloiſe nahm ſchließlich aufs Geradewohl den Weg querfeldein — ſie kannte die Richtung nach Vincennes und glaubte ſchon in nicht allzuweiter Entfernung die dunklen Linien des Wäldchens am Horizont zu erblicken.

Es war alles ſtill und klar hier, die Luft rein — die ganze Pracht des Maimorgens lag ſchon in dem Aufglühen der Sonne, die ihre erſten Strahlen über Felder und Gärten hinſandte.

Héloiſe ſchauderte vor dieſer Ruhe — ſie wußte, was darunter verborgen lag.

In der Stadt hinter ſich glaubte ſie einen Moment Trommelwirbel zu hören. Dort hatte vielleicht die Inſurrektion ſchon begonnen, ſchlug man ſich in den Straßen.

Sie entfloh immer weiter, nach Nordoſten zu — nur von dem Gedanken getrieben, André noch zu treffen.

Auf einmal ſtieg das Terrain an, ſie befand ſich vor dem hochgelegenen Belleville — ihr Weg hatte ſie zu weit nordwärts geführt.

Als ſie eben in die erſte Straße des Dorfes eingebogen war, machte ſie beſtürzt Halt —

Die Stille des Morgens ward unterbrochen.

Ein zahlreicher Trupp Menſchen kam ihr entgegen, ſchreiend, johlend und allerhand Waffen ſchwingend, aber in einer gewiſſen Ordnung marſchierend, und von zwei Leuten geführt, die die Uniform der Nationalgarde trugen.

Die Dorfbewohner verſammelten ſich unter den Thüren ihrer Häuſer oder ſchloſſen entſetzt die Fenſter, wo ſie durchkamen.

Man hörte ſie ſchreien:

„Nieder mit dem Direktorium —! Laßt uns den Reichen die Häuſer anzünden! Gleichheit, Gleichheit —! Nieder mit Barras —!“

„Keine Geſetze mehr! Keine Steuern —!“ ſchrie ein weißbärtiges zerlumptes Individuum, das im erſten Gliede marſchierte, und das wahrſcheinlich ſchon mit allen Geſetzen in Konflikt gekommen war und niemals Steuern bezahlt hatte.

Es waren Banden, die die Verſchwörung in Sold genommen und in den umliegenden Dörfern

einquartiert hatte. Sie wollten jetzt nach der Stadt, ſie hielten ihre Stunde, die des Mordens, Brennens und Plünderns, für gekommen.

Als ſie Héloiſe bemerkten, machte der ganze Trupp Halt.

„He, he, Bürgerin — wohin willſt Du ſo früh —?“

„Eine Ariſtokratin! Seht doch ihre Hände!“

„Und die ſeidenen Lappen, die ſie trägt —“

„Bürgerin, Du kannſt Dir ein Trinkgeld verdienen, wenn Du uns den Weg nach dem Hauſe des Schurken Barras zeigen willſt!“

Man riß Witze, drängte ſich um ſie — Dies junge ſchöne Weib in der leichten, eleganten und ſeltſam beſchmutzten Toilette, die ſie geſtern abend im Theater trug, lief die ſchlimmſte Gefahr unter dieſem entſetzlichen Trupp.

„Meine Herren — laſſen Sie mich — ich muß nach Vincennes —!“

„He, he, Bürgerin, ich kenne Dich doch —!“ rief auf einmal ein junger Ouvrier, indem er ihr die Hand auf die Schulter legte, „Du warſt im

Hotel Nanteuil, als der Bürger Babeuf den Ariſtokraten den Kopf wuſch. Er hat Dich uns empfohlen — Man hat Dich uns entgegengeſchickt, um uns den Weg zu zeigen, nicht —?"

„Nach dem Luxemburg!" — „Bürgerin, Du mußt uns führen —!" — „An der Porte Bagnolet erwarten uns die Unſerigen —"

Vergebens bat, proteſtierte Héloiſe, man möge ſie nach Vincennes laſſen — der wüſte Haufe kannte kein Einſehen.

„Im Namen des ſouveränen Volkes, mach keine Widerreden, Bürgerin!" ſchrie ſie der zerlumpte Wortführer an, „oder man wird mit Dir verfahren, wie Jourdan Coupe-tête mit der Prinzeſſin Lamballe —! Alſo vorwärts!"

Sie mußte ſich an die Spitze ſtellen, dieſen Banden als Führerin dienen — und dann ging es vorwärts der Porte Bagnolet zu.

Es war Héloiſe, als marſchiere der Tod mit ihr.

Sie ſah ſich inmitten dieſer brüllenden, erregten, nach Wein und Branntwein duftenden Maſſe, die ihre Äxte, Piken, Flinten und Säbel ſchwangen,

jeder war bewaffnet mit dem, was er auftreiben konnte — und die davon ſprachen, Paris anzuzünden und die Reichen ins Feuer zu werfen. Und was für Geſichter! Knochig und fahl, Geſtalten, aus denen das Elend und die Verkommenheit alles Blut herausgezogen hatte, die gewerbsmäßige „Canaille“ der Revolution, die nichts mehr zu verlieren hatte, und der alles gleich war.

Inmitten dieſer Menge, dieſes ſtinkenden Atems, dieſer ſchmutzigen Geſichter und fleckigen Kleider, dieſer Figuren mit rotwollener Schärpe, mit der phrygiſchen Mütze auf dem Kopfe oder dem blauen Gürtel des Pariſer Arbeiters ſah ſich die junge Ariſtokratin fortgezogen, hilflos, betäubt, unfähig, jetzt noch einen rettenden Gedanken zu faſſen.

„Wenn das nur ein Ende hat, bald — ſo oder ſo — Die Soldaten müſſen kommen, und dann iſt es aus mit uns allen —“

Das war das letzte, was ſich in ihrem zermarterten Kopfe feſtſetzte.

Von weitem wurden bald die niedrigen, kreisförmigen Gebäude der Porte Bagnolet ſichtbar.

Die Rotten begannen in aufgelöſter Ordnung und unter hellem Geſchrei darauf zuzuſtrömen — ſie glaubten, das Thor ſei ſchon im Beſitze der Ihrigen und die Stadt für ſie offen.

Aber Barras hatte fünf Stunden Zeit gehabt, ſeine Maßregeln auszuführen.

Fünf Stunden ſind alles bei Pariſer Revolutionen.

Man ſah den Thorflügel ſich öffnen, und dann dahinter zwei blau-rot-weiße Linien übereinander, ein Offizier, der den Degen hob — dann ein Krachen, ein Blitzen von allen Seiten, von der Baſtion, von dem Turm des Wächters, aus den Öffnungen der Kaſernierung —

„Verrat! Man hat uns verraten —!“

„Tod und Hölle — Wo ſind die Unſerigen? Wo iſt Babeuf?“

„Die Ariſtokratin —! Sie hat uns verraten! Nieder mit ihr —!“

Dieſe unordentliche Maſſe, die auf keinen regelrechten Kampf vorbereitet iſt, wogt auseinander — Sie ſehen die Ihrigen ringsumher fallen, ihre Wut,

ihre Enttäuſchung wendet ſich gegen die Unſelige, die ſie geführt hat.

„Die Ariſtokratin hat uns denunziert — Tötet ſie —“

„Ich habe Euch gewarnt, Bürger,“ ſchrie der Nationalgardiſt, der an der Spitze ging, mit gellender Stimme, „aber ſie ſoll uns büßen —“

Und er führt einen Streich mit ſeinem Säbel auf Héloiſe, die lautlos zuſammenſinkt, mit jener Bewegung, wie man ſie in den Septembertagen machte, um möglichſt ſchmerzlos zu ſterben — ohne zu verſuchen, mit den Händen die Bruſt zu ſchützen — Man wußte, das verzögerte nur —

Die andern, ſowie ſie das Blut ſehen, fallen mit ihren Waffen über ſie her — Ein Schreien, ein Jauchzen der Wut und des Haſſes geht durch den Trupp, der wilde Ausbruch der getäuſchten Hoffnungen, der einmal geweckten Beſtie, die ſich nicht wieder einſchläfern ließ.

Aber die Kugeln ſchlagen in ihre Reihen, ſie müſſen flüchten; mit dem Rufe: „Rette ſich, wer kann!“ ſtürzen ſie nach allen Seiten, ihre Waffen wegwerfend, auseinander.

Ihr unſeliges Opfer bleibt unbeachtet in der Lache von Blut, die das ſchöne blonde Haupt umgiebt, liegen. Sie lag quer über dem Feldweg, der nach Vincennes zu führte —

Es war, als hätte ſie noch mit ihrer letzten Bewegung André warnen wollen, ſich dem gefährlichen Thore der Stadt zu nähern.

Sie hatte den, den ſie liebte, nicht retten können. — — —

Auf dem Schloßturm von Vincennes ſchlägt es acht Uhr. Ein einzelner Mann in einem Mantel, der zwei Piſtolen im Gürtel trug, erſcheint auf der Terraſſe, geht langſam hinab, ſteigt wieder die Stufen hinan, ſpäht, die Hand vor die Augen haltend, nach Paris hinüber.

Von dem Söller des kleinen Wartturms aus kann man die ganze Gegend überblicken.

Es iſt alles ruhig, ein friedlicher, ſonnenglühender Maimorgen, über den der Himmel tiefblau ſich ausdehnt, an dem die ermatteten Bäume und Sträucher ſchon die Hitze des kommenden Sommers ſpüren.

André Theurille weiß nicht, woran er iſt.

Er hat die Leute, die ihm zugewieſen ſind, in der Nähe des Schloſſes untergebracht — er erwartet jeden Moment das verabredete Signal, um loszubrechen.

Die Fahne auf dem Kirchturm von St. Euſtache zeigt ſich nicht. Kein Bote kommt aus der Stadt. Sollte alles mißlungen ſein?

Ein dumpfes, ſchweres Gefühl bemächtigt ſich ſeiner bei dieſem Gedanken. Es iſt nicht Schmerz und Empörung — es iſt nicht einmal Zorn.

Er kann ſchließlich dieſe Ungewißheit nicht mehr ertragen und macht ſich ſelbſt allein auf den Weg nach dem Oſten der Stadt, nach der Porte Bagnolet zu.

Überall dasſelbe Bild. Auf dem Felde und in den Dörfern iſt man bei der Arbeit — die langen Linien der Arbeiter gehen, die Senſe auf dem Rücken, an ihm vorbei, beladene Wagen fahren langſam der Stadt zu, Steinklopfer ſind hinter einem Schirm in ihre monotone Beſchäftigung vertieft. Darüber der Maihimmel, entzückend blau, von dem ſich das matte Grün des jungen Laubes abhebt.

Und nirgends eine Unterbrechung. Die Erde, die Welt geht heute ihren gleichmäßigen Gang.

André Theuriſſe lächelt ironiſch einen Augenblick. Was hat er alles gehofft von dieſem Tage! Eine Umwälzung, wie ſie die Welt nicht größer geſehen hatte, ſollte heute ihren Anfang nehmen —

Indeſſen als er Belleville und der Porte Bagnolet nahe kommt, bemerkt er allerlei Veränderungen. Man ſieht zerbrochenes Hausgerät, wie von Plünderungen, Waffen, weggeworfene Mützen, Spuren, daß hier Banden durchgezogen ſind.

Vor der Porte Bagnolet enthüllt ſich ihm alles — Die Toten die da liegen, ſagen ihm die Wahrheit. — Man hat einen Angriff gemacht, der Angriff iſt mißlungen, weil die Regierung gewarnt war — die Verſchwörung muß verraten ſein.

Auf einmal ſtockt ſein Fuß, der langſam unter den Daliegenden umhergeht.

Da, dieſe weiße Geſtalt, das blonde Haar —

Das iſt nicht möglich, was er da zu ſehen glaubt —! Héloiſe blutig, blaß, mit der Bläſſe des Todes unter dieſem Haufen gefallener Proletarier —

André Theurille weint nicht und klagt nicht, er ſinkt zuſammen an der Leiche ſeiner Geliebten, bleich wie ſie ſelbſt —

Nur ein Stöhnen, ein ſchweres, tiefes Stöhnen entringt ſich ſeiner Bruſt.

Was er in dieſem Moment empfindet, ſo klein es war vom Standpunkt der großen Tragödie aus, wog wohl den Untergang Gracchus Babeufs und ſeiner Genoſſen auf.

Die Verſchwörung? Er hat nicht mehr an ſie geglaubt. Die Demokratie? Ein Haufe Narren und Schwächlinge, die nichts mehr wiſſen von den großen Ideen von 89 —

Für dies Weib da hätte er noch leben können —

Dies Weib da, das waren ſeine Träume, ſeine Hoffnungen, ſeine Jugend — Mit ihr glücklich zu ſein, auf ihre Lippen, ihre ſchwermütigen Züge das Lächeln zurückzuführen, das war vielleicht ebenſo viel wert, wie Frankreich zu erlöſen.

Dieſe Lippen werden ihm nichts mehr ſagen. Dieſe Augen, die geſchloſſen ſind, ſehen jetzt nichts mehr von menſchlicher Schuld und menſchlichem

Irrtum — ſie fragen auch nichts mehr nach menſchlichem Glück.

Und er, er hat ſie in alles hineingezogen. Er hat ihr Familie, Angehörige, die Ruhe ihres Lebens, das Glück, zu dem ſie beſtimmt war, genommen. Und ſchließlich mußte ſie von den Händen ebenderſelben ſterben, die er und ſeine Freunde gerufen hatten.

Wie eine grauſame, blutige Ironie kommt es ihm vor für alle, die Narren genug ſind, das Volk befreien zu wollen.

André Theurille weiß nicht, wie lange er hier gelegen hat. Die Sonne ſteht ſchon hoch am Himmel, als er ſich erhebt.

Jeden Augenblick kann eine Patrouille kommen und ihn verhaften. Er kümmert ſich nicht darum — Er hat kein Intereſſe mehr für das, was um ihn herum vorgeht.

Während er noch hier ſteht, kommt ein Reiter ſtaubbedeckt den einſamen Feldweg, der von Romainville herüberführt, dahergeſprengt. Beim Anblick

des einſamen Mannes da auf dem Felde ſtutzt er, macht Halt, winkt ihm vergebens mit der Hand —

Schließlich ſteigt er ab und eilt auf ihn zu.

Es iſt Drouet, der ehemalige Poſtmeiſter, das Haar verwirrt, die Carmagnole beſchmutzt und in Unordnung, auf der Flucht augenſcheinlich.

André ſieht ihn kommen, ohne ſich zu rühren —

„Ihr ſeid es, Theurille —! Ich habe Euch erkannt — Um Gottes willen, Mann, was ſteht Ihr hier noch? Es iſt alles verloren, Babeuf iſt verhaftet, ich bin der einzige, der ſich gerettet hat —“

„So?!“

André hebt den Kopf, ein leiſes, bitteres Lächeln zieht ſich um ſeine Lippen. Aber nur einen Moment, dann heftet ſich der Blick von neuem ſtarr auf die geliebte Leiche.

Drouet ſieht es und zuckt zuſammen. Er wirft einen flüchtigen Blick auf den Platz ringsumher.

„Bigre! Es ſcheint, hier hat es etwas abgegeben. Aber hört, es handelt ſich jetzt um andere Dinge! — Wir müſſen uns retten; die Hunde, die Dragoner, ſind mir auf den Ferſen. — Ich bin zum

Thore von St. Jacques hinausgeſprengt wie toll und habe dann einen Nichtweg eingeſchlagen. — 'In der Stadt geht alles durcheinander —"

Und nun erzählte er ihm alles, was geſchehen war. Es war die vollſtändige Kataſtrophe.

Barras hatte, nachdem er von Héloiſe über alles Wichtige unterrichtet war, ſeine Maßregeln mit einer Schnelligkeit und Umſicht getroffen, die jeden ernſthaften Inſurrektionsverſuch im Keim erſtickte.

Um acht waren die Verſchworenen noch in Babeufs Wohnung verſammelt. Die Boten, die man erwartet hatte, blieben aus — weder von Theurille, noch von Roſſignol, noch von Maſſart wußte man, ob ihr Verſuch geglückt ſei. Das Lager von Grenelle, auf deſſen Abfall man gerechnet hatte, blieb ruhig.

Während man ſich noch damit beſchäftigte, Proklamationen und Liſten zu entwerfen, umzingelte die Polizei das Haus und drang in Babeufs Wohnung ein. Ein ſchreckliches Durcheinander entſtand. Alle Ausgänge waren beſetzt; Babeuf, Germain, Darthé, Buonarotti wurden ohne Schwierig-

keit ergriffen, mit ihnen ſämtliche Papiere der Verſchwörung.

Theurille ergriff mit einem wütenden Drucke die Hand des Erzählers.

„Und unter ihnen war keiner, der ſich den Dolch in die Bruſt ſtieß, wie Romme und Goujon am Prairial gethan haben —?!“ rief er, aus ſeiner Apathie erwachend, mit einem wilden Lächeln.

Drouet antwortete mit einem ſarkaſtiſchen Achſelzucken.

„Ihr kennt dieſe Leute nicht. — Ich wußte, mit wem wir zu thun hatten! Und Barras wußte es leider auch.“

Die Verſchworenen waren dann ſogleich nach der Abbaye gebracht worden, wo ſie bleiben würden, bis die Guillotine ſie in Empfang nähme.

Drouet allein war durch einen Zufall entronnen. Man hatte ihn verhaften wollen, als er zu Pferde vor Babeufs Hauſe anlangte. — Er wandte ſogleich um und erreichte im Galopp die Rue St. Antoine, wo er durch das Thor entkam, unter Beihilfe Santerres,

der seine alten Genossen aus dem Jakobinerklub nicht im Stich lassen wollte.

Er redete Theurille zu, sich zu retten — im nahen Romainville könnten sie sich ein Pferd verschaffen, vielleicht sei in der Provinz irgendwo Aussicht, der Sache der Verschwörung zum Siege zu verhelfen.

„Hier ist alles mißlungen!“ schloß Drouet seinen Bericht, „und ich glaube, Freund, es mußte mißlingen — Ah!“ rief er, sich aufrichtend und die Hand wie drohend nach der Stadt hinüberstreckend, „die alten Tiger des Bergs sind tot! — Meister Samson hat sie alle verschlungen; und die, die übriggeblieben sind, sind zahme Katzen, denen man die Krallen ausgerissen hat —“

„Und wir beide?!“ fragte Theurille mit einem trüben Lächeln, indem er sich erhob.

Der alte „Enragé“ reichte ihm die Hand, seine Augen blitzten lebhafter auf.

„Wir beide, André Theurille, wir gehören noch zu der alten Rasse — aber ich fürchte, wir werden die letzten sein!“

Und er zog ihn mit sich fort; er wollte den Betäubten, halb Willenlosen nicht seinem Schicksal überlassen — diesem Schicksale, das sie jetzt beide hinausstieß als Flüchtlinge in das Land, wo sie bald von allen Seiten verfolgt und gehetzt werden würden. — — —

Während dies im Osten der Stadt geschah, hatte im Westen an der Porte Maillot ein anderes Drama stattgefunden.

Auch hier hatte Barras dafür gesorgt, daß nicht etwa Banden der Umgegend durch die Thore eindrängen und die Vorstädte zur Insurrektion brächten.

Er hatte Ordre gegeben, verdächtige Personen unter keinen Umständen hereinzulassen — im Widerstandsfalle sofort von der Waffe Gebrauch zu machen.

Es war gegen acht Uhr morgens, als Gaston Valèze, noch erregt, fiebernd von der Scene dieser Nacht, von den Gedanken an Héloise, die er jetzt endlich in seiner Gewalt glaubte, in dem Wagen, der ihn von Rueil hierhergebracht hatte, die Porte Maillot passierte.

Er erinnerte ſich des Auftrags von Barras und fragte, ſich über den Schlag hinausbeugend:

„Sagt, Bürger, iſt der Jäger von Marly ſchon durchgekommen?“

Ein Geräuſch im Innern des Thorgebäudes ließ ſich vernehmen.

Auf der Schwelle erſchien eine Geſtalt in der Carmagnole der Sanskulotten, die langen Haare unordentlich auf die Schultern herabfallend, ein paar Piſtolen im Gürtel. Er trat an den Wagen des Bankiers heran.

Valèze fuhr zurück, als er dieſe Figur erblickte.

„Wer ſeid Ihr? Was ſucht Ihr?“

„Dich, Freund!“ entgegnete der Sanskulotte, indem er mit einer blitzſchnellen Bewegung ein Piſtol herausriß und, es Valèze vor die Stirn haltend, ihm eine Kugel durch den Kopf jagte, daß dieſer röchelnd in die Wagenkiſſen zurückſank.

Ein allgemeiner Auflauf, Durcheinanderrennen, Fragen entſtand.

Es war ſchon zu ſpät, Valèze ſtarb nach wenigen Minuten.

Man kümmerte ſich nicht ſonderlich um den Mörder — aus guten Gründen. Später hieß es, daß dieſer Patriot, der dem berüchtigten „heiligen Bataillon von 89“ angehörte, von Barras mit Gefängnis beſtraft ſei, weil er eine Ordre, die man ihm gegeben, mißverſtanden habe —

Aus dem Gefängnis wurde er nach wenigen Wochen entlaſſen.

Jedenfalls iſt der gefährliche Mahner vom Vendémiaire, der Mitwiſſer aller royaliſtiſchen Unterhandlungen zwiſchen Barras und den Prinzen, nun tot.

Barras wird ihn glänzend begraben laſſen — er wird ſeine Tugenden als Menſch und Bürger hervorheben; er wird darauf hinweiſen, wie groß ſeine Verdienſte um die Aufdeckung der ruchloſen Verſchwörung Gracchus Babeufs ſeien, der das Unterſte zu oberſt kehren und die Armen zu Reichen machen wollte.

O, an Rhetorik wird er es nicht fehlen laſſen bei dieſer Gelegenheit! Das Augurenlächeln ſpart er dann für ſeine intimen Cirkel.

Die Tragödie der Revolution iſt ja ſchon lange

zu einem gemeinen Satyrſpiel geworden — Wenn nicht bald neue Akteure und neue Verwicklungen auftreten, wird der Stoff am Ende ausgehen.

An dieſem Abend jedenfalls ſchien Paris aufzuatmen von einem Druck, der es lange beherrſcht hatte, ſchienen die Lichter auf den Boulevards heller zu ſtrahlen, der hölliſche Lärm des Palais Royal noch frecher und ſicherer hinauszubringen in die Nacht.

Gracchus Babeuf iſt gefangen, die Verſchwörung geſcheitert, das Vaterland von neuem gerettet.

Extrablätter werden ſchreiend an allen Straßenecken verkauft, bunte Affichen, vor denen die Menge ſich drängt, verkünden den Pariſern das Geſchehene, und im Rat der Alten votiert der Bürger Lanjuinais an den Direktor Barras den Dank des Vaterlandes.

Er verglich ihn mit Cicero, Babeuf aber mit Catilina, der Rom anzünden und den Senat ermorden wollte.

Der Vergleich war zeitgemäß und packend . . .

Die verſammelten Väter klatſchten ihm Beifall, und die Marmorbüſte Cäſars an der Wand über

der Rednertribüne ſchien zu lächeln, zu lächeln, wie nur ein ewiger Menſch lächeln kann — über die Komödie des Menſchenloſes und der Völkergeſchicke.

Sechſtes Kapitel.

Ein Wort St. Juſts.

Es iſt ein ſonnig heller Maitag.

Der leichte Sommerſtaub, den der Wind aufwirbelt, ballt ſich auf der Landſtraße zu kleinen Wolken zuſammen, legt ſich auf die Blätter der Bäume, auf die grauen Schieferdächer der Landhäuſer, die längs des Weges ſtehen. Man merkt noch nichts von Sommerhitze; ein friſcher Wind, der die weißen Wolken am Himmel jagt, läßt die ganze, ungetrübte Pracht des Frühlings fühlen.

Hier in der äußerſten Vorſtadt, wo die letzten Häuſer des kleinen Städtchens Melun auf der Straße zwiſchen Fontainebleau und Paris ſtehen, iſt alles leer und einſam.

Unter den Landhäuſern ragt eins hervor, mit Halbſäulen aus rotem Marmor, einem ſchmiedeeiſernen Balkon und verſchiedenen Statuen im Garten, die auf Pariſer Künſtler ſchließen laſſen. Auf der Terraſſe an der Hinterfront dieſes Hauſes ſteht in dieſem Moment ein Mann, der die Landſtraße hinabſpäht, als ob er jemand erwarte.

Dort kommen zwei Reiter, langſam im Schritt geritten.

Sie ſehen müde aus, wie Leute, die lange unterwegs ſind, und ſie ſprechen kein Wort miteinander.

Es ſind André Theurille und Drouet auf ihrer Flucht vor den Häſchern des Direktoriums.

Sie wollen hier raſten; der Maire von Melun, dem dies Haus gehört, iſt ein alter Anhänger des Bergs, und ſie können ſich ihm ruhig anvertrauen.

Er führt ſie wortlos durch das Hintergebäude ſeines Hauſes, wo ſeine Leute nichts von den Ankömmlingen merken können.

„Ihr kommt von Meaux?“ fragt er ſie dann, nachdem er ſie in das einfach eingerichtete Zimmer geführt hat, das ſie beherbergen ſoll.

Drouet macht eine ingrimmige Gebärde.

„Von Soiſſons,“ entgegnet er. „Ich fürchte, man iſt auf unſerer Spur! Der Poſtmeiſter auf der letzten Station ſtellte etliche verdächtige Fragen an uns, als wir uns ihm für Weinhändler aus Verdun ausgaben —“

„Sie wiſſen, daß Ihr noch im Lande ſeid?“

„Ja, ja —! Und ſie ſuchen uns —! Das Edelwild iſt ihnen durch die Netze gegangen, das ärgert ihn, dieſen fetten Satrapen Barras —“

„Still, ich glaube, da kommt jemand! Es iſt heute ſo viel Lärm und Bewegung in der Stadt —“

Und der beſorgte Wirt eilte hinaus, um zu ſehen, ob ſich nichts Verdächtiges zeige.

Drouet trat auf Theurille zu, der in Grübeln verſunken da ſaß, und ſchlug ihm mit der Hand auf die Schulter.

„Holla, Mann, laßt Eure trüben Gedanken! Wenn Ihr erſt das durchgemacht hättet, was ich auf dem Rücken habe, würdet Ihr den Teufel nach den Launen von Frau Fortuna fragen —! Ich habe den König aufs Schafott kommandiert, und dann

habe ich vierzehn Monate lang auf dem Spielberg gesessen bei diesen Hunden von Österreichern, in einem Loche, wo weder Sonne noch Mond hineinschien —"

Theurille stand auf.

„Vielleicht hattet Ihr damals immer noch mehr Grund zu hoffen als wir jetzt in unserer Lage —"

„Eh, was weiß ich? Ich sage nur, ein Franzose soll nie verzweifeln. Seht, das Leben ist eine Walze, und wir sind die Stifte darauf, bald unten, bald oben —"

Mit dieser philosophischen Sentenz machte sich Drouet an die Flasche Wein, die ihr Wirt ihnen hingestellt hatte. Er trank wie ein Mann, der das Gute unter allen Umständen zu schätzen weiß.

Theurille antwortete ihm nicht.

In der That, was blieb ihnen zu hoffen? Man war auf ihrer Spur — sie waren von allen Seiten umstellt und geächtet, und wie oft würden sie noch einen gastfreien Freund finden, der ihnen vor den Gendarmen Barras' durchhülfe?

Geächtet —!

Auch in Soissons, wo man auf eine Erhebung

der Nationalgarde gerechnet hatte, war die Verſchwörung geſcheitert. Das treugebliebene Militär war ſofort in Reihe und Glied aufmarſchiert und machte Miene, auf die Bürger zu ſchießen. Desgleichen in Cherbourg, Arras, Rochefort, überall, wohin Babeuf die Fäden des Komplotts geſponnen hatte. —

„Mit den Troupiers iſt nichts mehr zu machen,“ murrte Drouet, der noch an die Zeiten von 92, 93 dachte, „die langen Campagnen, das hat ſie verdorben.“

Er wollte ſich nicht eingeſtehen, wie inzwiſchen alles verändert war.

Theurille ſah das, aber er ſchwieg. Wozu auch? Es war ja doch alles einerlei.

Er dachte an Héloiſe, an das blonde junge Weib, das er ſo geliebt hatte, und das von den Banden der Verſchwörer ſelbſt zerriſſen war. —

Bei dem Gedanken empfand er etwas wie Haß gegen das Volk, gegen dieſen Pöbel, dem er Narr genug geweſen war, ſich zu opfern.

Die dunkle Schwermut, die ſeitdem über ſeiner

Seele lag, ließ ſich nicht mehr bannen. Alles Elaſtiſche, Sprungkräftige aus ſeiner Natur ſchien verſchwunden.

Er hatte Drouets Vorſchlag beigeſtimmt, ſich nach Süden durchzuſchlagen, um dort vielleicht mit den alten Verbindungen, die Theurille noch von 93 hier hatte, von neuem anzuknüpfen. Wenn ſie bis Auxerre kamen, durften ſie hoffen in Sicherheit zu ſein; dort hatten ſie Freunde, und die Pariſer Polizei verlor ſie zunächſt aus den Augen.

Am Nachmittag ſchlug Drouet, der die Einſamkeit nicht zu ertragen vermochte, ſeinem Gefährten vor, einen Spaziergang in das Städtchen zu wagen. Niemand kannte ſie hier, ſie würden vielleicht Neuigkeiten von Paris erfahren, Nachrichten über den gefangenen Babeuf und ſeine Genoſſen.

Zudem machte ihr Koſtüm, das zweier Weinhändler aus der lothringiſchen Gegend, das ſie in Soiſſons angelegt hatten, ſie faſt unkenntlich.

Sie machten ſich alſo auf den Weg.

Hinter dem Hauſe ihres Wirtes lief ein Fußpfad an einem Gehölze entlang, das etwas höher

als die Stadt lag — man konnte ſich hier ungeſehen nähern.

„Was iſt denn dort los? Sie laufen ja in den Straßen zuſammen —!“

„Sollte man von unſerer Ankunft —?“

„Thorheit, es kann uns ja noch niemand geſehen haben! — Laßt uns vorſichtig näher treten —“

In der That, man konnte erkennen, daß das Städtchen in ungewöhnlicher Bewegung war.

An einer Straßenecke nahe beim Markt drängte ſich ein dichter Menſchenhaufe um einen großen Anſchlagzettel. Die Vorderſten unterrichteten die Hinterſten von dem ohne Zweifel wichtigen Inhalt desſelben.

Ein Provinz-Incroyable mit Dreiſpitz und mächtigem Knotenſtock ſetzte zwei Schönen in hellen weißen Hüten à la Primerose die große Neuigkeit auseinander. Vor den Thüren der Weinhändler, der Tabak-Trafikanten ſtanden diskutierende Gruppen, in lebhafter Bewegung wie alle anderen — Straßenjungen liefen umher, die Extrablätter ausboten.

Am Rathaus wurden blau-rot-weiße Fahnen ausgesteckt, und Guirlanden herbeigeschleppt, die man als Festschmuck an Balkons und Giebeln anbringen wollte.

Und darüber strahlte die Maisonne, beleuchtete helle, freudige Gesichter, schien absichtlich dem Ganzen das Relief eines Festtages geben zu wollen.

„He, Bürger, könnt Ihr mir nicht sagen, was es giebt? Es werden hier Fahnen ausgehängt —!"

Es war Drouet, der in einer der ersten Straßen trotz der Gefahr einen vorübergehenden Arbeiter anhielt und ihn nach den Neuigkeiten fragte.

Der Mann sah ihn an.

„Wie, das wißt Ihr nicht? Man feiert die Siege des Generals Bonaparte —! Er hat die Österreicher in drei Schlachten geschlagen und Mailand genommen —"

„Was Ihr sagt! Wann ist die Nachricht davon angekommen —?"

„Heute morgen kam der Kurier nach Paris hier durch. — Aber ich muß zu meinem Bau, die Arbeit wird heute früh geschlossen werden —"

Damit ging er.

Vor dem nächſten Anſchlagzettel, wo ſich die Menſchen drängten, laſen Theurille und Drouet das große Ereignis.

Bonaparte war mit der verhungerten, verwahrloſten, zerlumpten Armee, die man ihm gegeben hatte, in Italien eingedrungen, hatte drei Heere der Öſterreicher geſchlagen, den König von Sardinien zum Frieden gezwungen und war ſiegreich in Mailand eingezogen — und dies alles in vier Wochen, nachdem er die Grenze überſchritten hatte. Er hatte von den Lombarden und Piemonteſen die Zahlung gewaltiger Geldſummen erzwungen; trotzdem waren die Franzoſen als Befreier vom öſterreichiſchen Joche überall mit ungeheurem Jubel aufgenommen worden. In Mailand hatte die Nationalgarde der Stadt, in die lombardiſchen Farben, grün, weiß und rot, gekleidet, Spalier gebildet, und als Bonaparte, von ſeiner Huſaren-Eskorte begleitet, bis auf den Platz vor dem erzbiſchöflichen Palais vorrückte, hatte man die Waffen vor ihm geſenkt, die Kanonen hatten gedonnert und die Glocken geläutet. Dazu die

Sonne von Italien, die über dieser jungen, begeisterten Armee strahlte und die wallenden Lockenköpfe beschien, die schönen Frauenköpfe, die sich auf den teppichbelegten Balkons drängten, und den Freiheitsbaum, den man unter den Klängen der Marseillaise aufpflanzte —

Es klang wie ein Märchen, wie ein Rausch —! Wie der Anfang von etwas Neuem, Gewaltigem nach all dem Elend, dem Kummer und den Thränen der letzten Jahre.

In Paris begab sich das Unerhörte. Das Gold strömte aus Italien herbei, das Gold, das der siegreiche Feldherr, der „Knirps mit den zerrauften Haaren" mit seinem Degen herbeizauberte —

Am 15. Mai schickte Bonaparte zwei Millionen in Juwelen und Silber an das Direktorium, dazu vierundzwanzig Gemälde. Vierzehn Tage darauf folgten zwei Millionen in Gold, auch autorisierte er die Regierung, Wechsel bis zu fünf Millionen auf ihn zu ziehen. Eine Million schickte er an die Rheinarmee. Als er Mailand verließ, schrieb er an den Finanzminister der Republik:

„Ihr könnt auf zehn Millionen von mir rechnen.“ —

Es war ein Goldregen, der nach Paris ging. Die Stadt war trunken vor Freude. Durch alle Klaſſen, in alle Schichten, durch jede Ader dieſer müden, zum Tode erſchöpften Geſellſchaft ſtrömte der blendende Paktolus wie ein allmächtiger neuer Lebensſaft. Die Rente ſtieg, der Grundbeſitz begann wieder Zinſen zu tragen, die Aſſignaten hörten in ihrem ſchwindelhaften Sturze auf — zum erſten Mal ſeit fünf Jahren.

Der Name des Generals Bonaparte iſt auf aller Lippen.

O, das iſt kein Mann, der Euch mit Phraſen füttert und mit hohlen Redensarten von Freiheit und Brüderlichkeit, dieſer kleine, braungelbe Korſe! Der kennt Euch und weiß, was er von Euch zu halten hat. Funkelndes Gold, ſchöne Weiber, Tizianſche Gemälde und Marmorſtatuen, das alles werdet Ihr bekommen, wenn Ihr ihm Euch verſchreibt mit Leib und Seele.

Er ſelbſt nimmt nichts für ſich. Das iſt ſein

großes Geheimnis, weshalb er immer der Herr bleibt. Er darf nicht gemein werden wie alle.

Durch ganz Frankreich zitterte das, dieſe erſten Siege Bonapartes, gleich einem elektriſchen Schlage von einem Ende bis zum anderen verſpürbar.

Wer ſpricht jetzt noch von Gracchus Babeuf und ſeiner Verſchwörung? Vergeſſen, verſchollen, obgleich noch nicht vierzehn Tage ſeitdem vergangen ſind.

André Theurille und Drouet brauchten ſich nicht zu fürchten. In der Aufregung des Feſttages denkt niemand an ſie —

Bei dem einfachen Leſen jener Siegesberichte lebten ſchon alle die Hoffnungen auf, die die Menſchen daran knüpften —

„Der Grundbeſitz wird ſteigen — verlaßt Euch darauf, Maître Jacquelin! Die Regierung kann jetzt nicht mehr daran denken, die Emigranten wieder in ihre Güter einzuſetzen —“

„Und die Weinausfuhr —! Am Ende bekommen wir Frieden mit Italien —“

„In Paris ſollen ſchon Geſandte des Papſtes geweſen ſein —“

„Es lebe der General Bonaparte!“

Und der Schrei, von einem jungen Enthuſiaſten angeſtimmt, pflanzte ſich durch alle Gruppen, über den Platz und die Straßen fort, ließ die Fenſterläden aufreißen, von wo man mit den Taſchentüchern winkte, dröhnte wie ein unheimlicher Mahnruf an das Ohr der beiden Männer, die halb verborgen unter dem Vorſprung eines Hauſes ſtanden.

„Dieſer Bonaparte!“ murmelte Drouet, wütend ſeinen Schnurrbart zwirbelnd, „Barras hatte recht, es iſt in der That ein Teufelskerl —“

André Theurille ſah ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke an.

„Und doch wünſchte ich, meine Kugel hätte damals ihren Weg gefunden!“ ſprach er faſt unhörbar.

Drouet zuckte die Achſeln.

„Das iſt drollig, mein Lieber, nach alledem — Warum habt Ihr gerade dieſen Mann ſo gehaßt?“

Jener antwortete nicht ſogleich. Erſt nach einer Pauſe ſprach er:

„O, wie ich ihn haſſe —! Jetzt, noch jetzt in dieſem Moment!“

Er ſchwieg, ſie machten ſich beide langſam auf den Rückweg.

Es war eine Flut entſetzlicher Empfindungen, die Theurille ungeſtüm von einem Extrem zum andern riß, ruhelos, ihn peinigend, ſo daß er nicht zur Ruhe kam.

Warum er dieſen Menſchen ſo haßte, deſſen Name jubelnd von Mund zu Mund flog?

O, es war nicht bloß, weil er gekonnt hatte, was ſie alle nicht konnten — weil in ihm das Volk jetzt den Erlöſer ſah.

Es war, weil Bonaparte ihm ſeine ganze Herrlichkeit Stück für Stück zerbrochen vor die Füße geworfen hatte, weil er ihm gezeigt hatte, wie kläglich die Demokratie geworden war, und wie das, was ſie jetzt aneinander klammerte, nur noch die Gemeinſamkeit ihrer Verbrechen war, die Flüche, die ſich an ihren Namen hefteten.

Theurille hatte geſehen, daß er recht hatte.

Der große Gedanke von 89 war zerſetzt, zer-

riſſen, beſchmutzt in den Händen von Narren und Theaterhelden.

Seine Rolle war aus, und er kann jetzt gehen — Sein Ideal, das ihn ſo glühend begeiſterte, war ein hohles Phantom, wonach jetzt kein vernünftiger Menſch den Kopf mehr umwendet. Die anderen haben es längſt ſatt, und bei dem Worte „Freiheit“ und „Volkswohl“ ſtoßen ſich die ernſthaften Leute unter dem Tiſche an. Aber klingende Goldſtücke, die ſchönen Weiber Italiens, das Silbergeſchirr der alten Podeſtas und Kapitäne, das iſt etwas Reelles, das weiß der kleine, höhniſche Korſe mit der drohenden Stirn und den dunklen Römeraugen ſehr wohl. —

Und wenn ſie noch würdig geendet hätte, dieſe Demokratie, die Rieſin, die im Jahre 89 die Bühne betrat —!

Sie iſt ſehr klein geworden unterdeſſen.

Theurille entſann ſich gewiſſer Einzelheiten der Verſchwörung, die ihm das Blut in die Wangen trieben. Als man Darthé verhaftete in Babeufs Wohnung, hatte er ſich zwiſchen zwei Matratzen

verſteckt, aus denen man ihn hervorziehen mußte — Babeuf hatte nie den Mut gezeigt, mit dem Danton und Mirabeau das Volk hingeriſſen hatten. — Keines der Schriftſtücke und Briefe, die man bei ihm fand, war unterzeichnet geweſen. Und dann dieſe Miſere! Die ſtärkſte Summe die man im Beſitz des geheimen Komitees der Verſchwörung fand, war zweihundertundvierzig Franken —

Das waren die Pygmäen nach den Titanen, das war Polichinell, der nach dem Helden auf die Bühne tritt.

Und doch ſtockte Theurille, als ſeine Gedanken bei dieſem Punkt angelangt waren.

Babeuf —!

Wußte er wirklich, ob Gracchus Babeuf ein Narr oder ein Prophet geweſen war? Ob er nicht vielmehr der Märtyrer eines dunklen, geheimnisvollen Evangeliums war, das noch niemand verſtand, für das er ſterben mußte, weil er es ausgeſprochen hatte?

War dies vielleicht nicht der richtige Moment geweſen? Oder er hatte nicht die richtigen Helfer gefunden —?

Theurille ſuchte in den Papieren, die er ſtets bei ſich führte.

Es waren die Briefe und Entwürfe St. Juſts, ein Auszug aus deſſen „Verſuch über den Staat“, den er veröffentlichen wollte, als der 9. Thermidor dazwiſchen kam.

Da lag es ſchon aufgebaut, das ganze Gerüſt der zukünftigen Geſellſchaft, die Erziehung der Kinder durch den Staat, die Maſſenwohnungen, die Maſſenproduktion des Staates, der alle Induſtrien und Gewerbe in die Hand nimmt, die Verſorgungshäuſer für das Alter, das nicht mehr arbeiten kann, für den Arbeiter, der erkrankt iſt.

Um das durchzuſetzen, mußte man von neuem die Geſellſchaft umpflügen mit Schwert und Feuer. Um dieſen Bau aufzuführen, mußte man den Tauſenden von Köpfen, die ſchon gefallen waren, neue Tauſende hinzufügen —

Und daran war Babeuf geſcheitert.

Niemand, auch er ſelbſt nicht, hatte mehr die Energie, den letzten, den furchtbarſten Schritt der Revolution zu thun. —

Bedenke, daß Frankreich müde iſt, bis zur Ohnmacht, bis zum Sterben müde! Seit ſechs Jahren liegt die Sphinx der Revolution auf ſeiner Bruſt und zerfleiſcht ihm die Eingeweide, Blutſtröme, das letzte Blut Frankreichs um ſich her ergießend —

Frankreich iſt müde, zum Sterben müde. Du peitſcheſt es nicht auf zu dieſer letzten, äußerſten Anſtrengung — Es fragt nichts mehr nach Völkerglück und nach der Menſchheit, nach Freiheit und Gleichheit. Das Wort da, das bleibt unausgeſprochen, bis einſt die Weltenuhr wieder ſchlägt, und der Zeiger die Stunde zeigt zum letzten Weltalter.

Frankreich iſt müde, zum Sterben müde. Es liegt gleich den Toten des kaiſerlichen Roms auf einem Lager von Purpurſeide, in violettes Dunkel gehüllt und betäubt ſich im Sinnenrauſch und beim Schmettern kriegeriſcher Muſik. Es will nichts mehr ſehen, nichts mehr hören. Wenn man Danton geſehen hat und Mirabeau, St. Juſt und Marat, dann lacht man über Titanen und Helden, über Götter und Teufel. In den letzten ſechs Jahren hat die menſchliche Natur alles erſchöpft, was ſie an

Erhabenem und Großem und Furchtbarem bieten kann. Jetzt kann uns nichts mehr reizen — Wir wollen nur noch ſchlafen — nichts als ſchlafen —

In tiefe Gedanken verſunken kehrte Theurille mit ſeinem Begleiter nach dem Hauſe zurück, das ſie beherbergte.

Er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt.

Er wollte den Zuſammenbruch ſeiner Hoffnungen, die innere Selbſtvernichtung, der er zum Opfer gefallen war, nicht überleben.

Daß dieſer Mann triumphierte, den er ſo tödlich haßte, daß man ihm als dem Befreier und Erlöſer entgegenjubelte, das hatte ihm den letzten Stoß gegeben.

Er dachte an die Zeit, wo er als Abgeſandter des Konvents im Lande gehauſt hatte, wo die Mächtigſten ſich vor ihm gebeugt hatten —

„Jetzt klein zu werden, nachdem man ſo groß geweſen iſt —!“ murmelte er vor ſich hin. „Wenn unſere Zeit wirklich vorbei iſt, laßt uns gehen!“

Wenigſtens würdig zu enden konnte er von Antoine St. Juſt lernen, der ſchweigend, lautlos,

mit dem Achſelzucken verächtlicher Ironie das Schafott beſtiegen hatte. —

Drouet unterbrach ſeine Gedanken.

„Wir werden am Ende vor dem Abend wieder aufbrechen müſſen,“ ſprach er zu ihm. „Es wird doch zu lebhaft hier überall — man könnte uns ſehen —“

Ihr Wirt ſchüttelte den Kopf.

„Ihr ſeid hier ſicher. Heute iſt jedermann mit den Feſtlichkeiten beſchäftigt —“

„Immerhin, wir kompromittieren Euch durch unſeren Aufenthalt — Es könnte doch einer Eurer Leute einmal vom Garten aus hereinſehen. Ich denke, wenn wir Glück haben, werden wir morgen abend bis Auxerre kommen, und dann haben die Spürhunde unſere Spur verloren. Was meint Ihr?“

Er wandte ſich an Theurille, der am Fenſter ſtand.

„Nach Auxerre — jawohl —“ entgegnete er gleichgültig.

Die beiden anderen ſahen ſich an. Der Klang dieſer Stimme fiel ihnen auf.

„Ich kann Euch friſche Pferde verſchaffen,“ ſprach

der ehemalige Montagnard, „die Eurigen müſſen arg mitgenommen ſein —“

„Teufel auch —! Wir waren zwanzig Stunden unterwegs —! Alſo in drei bis vier Stunden, nicht wahr —?“

„Sicher —! Ich werde ſorgen, daß Ihr noch eine Stärkung vorher bekommt —“

„Wo wollt Ihr hin?“ ſprach Drouet, als er ſeinen Begleiter aufſtehen und in ſeinen Papieren wühlen ſah.

„Ich will unſere Mantelſäcke noch einmal durchſehen und neu packen,“ antwortete Theurille, ohne ihn anzublicken, „ſie ſind etwas in Unordnung geraten durch den letzten Ritt —“

Er ging in ihr Zimmer, das nebenan lag.

Die beiden anderen blieben im Speiſeſaal und unterhielten ſich über das Ereignis des Tages.

Theurille atmete tief auf, als er ſich allein ſah. Er riß die Papiere heraus, die er bei ſich hatte, darunter auch die Handſchriften Saint-Juſts, band ſie zuſammen und ſchrieb ein paar Worte darauf, mit denen er ſie Drouet überantwortete.

Mit einem bitteren Gefühl blätterte er noch einmal in dieſem politiſchen Teſtament, das er nicht hatte ausführen können.

Was würde daraus werden? Sollten dieſe Worte verloren gehen, verweht werden im Lärm des Tages —?

Da fiel ſein Blick auf eine Stelle, die ihn eigentümlich feſſelte.

Der ehemalige Triumvir hatte darin geſchrieben:

„An dem Tage, wo die Heere der Republik ſiegreich ſein werden und die Thore des morſchen Europa zertrümmern werden — an dem Tage wird der Diktator erſcheinen, der das Chaos ſchlichtet. Die Welt braucht eine neue Geſtalt, er wird ſie ihr geben —“

Theurille blieb lange über dieſe Stelle gebeugt.

Man ſagt, daß den Sterbenden die Zukunft offen liegt. —

Hatte St. Juſt, der zwanzig Stunden ſpäter die Guillotine beſtieg, etwas von dem geahnt, was kommen würde —?

Der Tag, an dem die Heere der Republik siegreich sein werden, war erschienen. — Und Bonaparte — war er vielleicht dazu bestimmt, das Riesengebäude des sozialen Staates aufzuführen, die Revolution vor ihr letztes Ziel zu führen?

Sein Gedanke verlor sich in dunklen Abgründen — Diktator —! Saint-Just hatte es selbst sein wollen, die Entwürfe dazu waren schon angefertigt. Er hatte auch, der einzige von den Männern des Triumvirats, jene leidenschaftliche Vorliebe für die Armee gehabt, die er reorganisiert hatte, und die ihm einige ihrer Siege verdankte.

Und dann erinnerte sich Theurille wieder, wie Saint-Just der einzige war von allen Führern der Jakobiner, von dem er Bonaparte hatte mit Achtung sprechen hören.

Wo war hier der leitende Faden? Lag hier ein Zusammenhang, den er nicht begriffen, gegen den er gefrevelt hatte?

Mit einem Hohnlachen warf Theurille die Papiere auf den Boden.

„Mag kommen, was da will — Das Chaos für

Frankreich oder der Diktator —! Die Freiheit ist gestorben, und kein Danton, kein Mirabeau wird sie wieder auferwecken — Ich will sie nicht überleben —“

Er wühlte in seinem Mantelsacke, dessen Inhalt wirr, unordentlich vor ihm aufgehäuft lag — Er ließ ihn liegen; nur einen einzigen Gegenstand wählte er aus.

Ein letzter Gedanke noch an das blonde, junge Weib, das er geliebt hatte, und das für ihn gestorben war. —

Drouet und der Maire waren eben in lebhafter Unterhaltung über die einzuschlagenden Wege — der Maire riet den Flüchtigen, lieber die Straße über Sens als die über Montargis zu wählen, weil die aus der Vendee massenhaft heimkehrenden Soldaten von dorther kämen —

Da krachte im Nebenzimmer ein Schuß, die Stille des Sommertags scharf, unheimlich zerreißend.

Die beiden stürzten empor und rissen die Thür auf.

Sie sahen André Theurille auf dem Diwan

liegend, das Geſicht nach oben gekehrt, die Piſtole, mit der er ſich durch den Kopf geſchoſſen, auf dem Boden liegend.

Er war nach wenigen Minuten tot.

„Ich habe es geahnt,“ ſprach der ehemalige Montagnard, in den unheimlichen Anblick verloren. „Die Augen ſahen ſonderbar aus — Man ſieht das am Blick der Leute —“

Drouet ſtand, die Lippen aufeinander gepreßt, die Arme über der Bruſt kreuzend, da.

„Hm,“ murmelte er halblaut, „das hättest Du von dem lernen können, Gracchus Babeuf —!“

Im Garten unten wurde es lebendig — Die Leute des Maires waren durch den Schuß aufgeſchreckt und eilten herbei.

Drouet warf einen raſchen Blick um ſich.

„Lebt wohl, Freund,“ ſprach er, ſeinem Wirte die Hand reichend, „ich muß Euch verlaſſen! Der Tod iſt hier ſchon eingekehrt, es ſoll an einem Opfer genug ſein — Vergeßt ihn nicht — er iſt es wert —“

„Verlaßt Euch drauf — ich werde —“

Drouet war hinausgeeilt nach dem Gartenthor, das der Maire ſchleunigſt öffnete, und hatte ſich auf ſein Pferd geſchwungen.

Er ſpornte es, daß es ſich hoch aufbäumte — dann wandte er ſich noch einmal um —

„Ich ſage Euch, begrabt ihn in Ehren!“ rief er mit gellender Stimme. „Ihr begrabt den letzten Jakobiner —!“

Damit ſprengte er fort, die Landſtraße entlang, an den Mauern der Häuſer, vor den Thoren der Villen vorbei, wo ihm einzelne aufgeſtörte Geſichter erſtaunt nachſahen.

„Es lebe Bonaparte!“

Unten aus dem Städtchen tönte das herauf, pflanzte ſich längs der Gehöfte fort, ſchien über Felder und Wieſen emporzuſteigen, auf denen die Sommerſonne leuchtend hell lag.

Und der Reiter ſpornte ingrimmiger, haſtiger ſein ſchnaubendes Pferd —

Der dunklen Laufbahn entgegen, die ſeiner noch wartete, als Flüchtling in der Fremde, jenſeits des Meeres, in Indien, bis er nach Jahren weltmüde

zurückkam, der letzte von den Genossen Gracchus Babeufs.

Weiter! Weiter —!

Die Sonne fragt nicht nach Toten und Flüchtigen — Sie kümmert sich nicht um den einsamen Mann, der da in dem Zimmer lag, und der verspielt hatte im Würfelspiel des Lebens.

Es giebt noch andere, die atmen wollen, jauchzen, leben im Sonnenlichte.

Bonaparte! Bonaparte!

Wie ein Rausch ging das durch den Frühling. Der Himmel schien strahlender heute, die Erde glänzender, prangender in ihrem Blütengewande. Den Menschen ist es, als ob durch ihre Adern ein neues Blut ginge, als ob es vorbei sei mit den Jahren des Elends und des Kummers.

Bonaparte! Bonaparte!

Der Wind verwehte den Namen, schlug ihn die Platanen- und Cypressenalleen entlang, den weißen Statuen ins Gesicht, den Helden und Göttern, die da einsam im dunklen Laube standen, als warteten sie auf einen ihresgleichen. Er wirbelt ihn empor

mit dem Frühlingslaube, das die Mauern und Hecken der Landhäuser bedeckte.

Mit dem Frühjahrswinde ging der Name durchs Land. Er führte ihn empor über die Riesenstadt, rief ihn jauchzend in alle Häuser und Thüren, trug ihn bis zu den Wolken hinauf, als ob er sie anketten wollte an seinen Siegeszug.

In diesem Namen vibrierte eine Welt von Hoffnungen, Wünschen, Thränen und flehenden Bitten. —

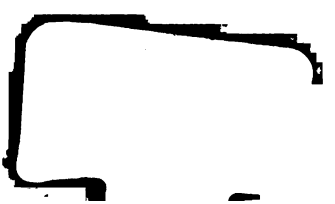
Bonaparte —!

Dies Volk hatte wieder Brot, von dem es lebte — Es hatte wieder ein Idol, zu dem es betete.

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Inhalt des dritten Bandes.

			Seite
Erſtes	Kapitel.	Ich komme	1
Zweites	„	Die Leute, die Brot wollen . . .	34
Drittes	„	Die Roſen von St. Cloud	71
Viertes	„	Der Mann in der Maske	105
Fünftes	„	Ein Weib	141
Sechſtes	„	Ein Wort St. Juſts	168

APR 2 8 1930